



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 10.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman  
von

S. Rosenthal-Bonin.

XII.

Das Bureau Helmer Wallroden's war das ehemalige Schreibzimmer des Senators. Braune Cassiantapeten bedeckten die Wände, welche durch breite, eingepreßte Goldstreifen in große, von oben bis unten laufende Felder getheilt wurden. Auf dem dunklen Grund hingen Delgemälde, trefflich gemalte Seestücke oder Bilder von Schiffen, die einst dem Senator gehörten. Die Decke des Raumes bildete eine al fresco gemalte Seefahrt Neptun's mit Tritonen, Nymphen und Seeungeheuern in unverblühter Farbenpracht. In soweit war das Gemach unverändert geblieben. Auch der alte, schwere Schreibtisch von Cedernholz des verstorbenen Rheders war der Arbeitsplatz seines Brudersohns, aber anstatt des verguldeten, mit Leder gepolsterten Sessels an dem Schreibtisch standen jetzt Regale mit Akten, und neben den drei eisernen Geldschränken waren ziemlich einfache Aktenständer aufgestellt, das Eigenthum und Arbeitsmobilien Helmer Wallroden's.

Dieser saß jetzt — es war Nachmittag und schon so dunkel, daß man hätte Licht anzünden sollen — vor dem alten Bureau und rechnete mit ernster Stirn die Steuer aus, welche er dem Staat abgeben mußte, im Fall er das Erbe anträte, und daß es jetzt noch genau zweiundachtzig Tage wären bis zum Schluß der Wartezeit, als ihm von seinem Bureaudiener, der mit den Lampen in das Zimmer trat, gemeldet wurde, daß ein Schiffer den Herrn zu sprechen wünschte.

„Hat er seinen Namen nicht angegeben?“  
„Nein,“ meinte der Diener, „der Mann sagte, der Herr kenne ihn schon.“

„Lassen Sie den Mann durch das Zimmer gehen, in welchem Herr Hase arbeitet, und wenn dieser ihn kennt, zu mir,“ ordnete Helmer an.

Wenige Minuten später trat Klas in das Zimmer Helmer's.

„Herr Wallroden kennen mich wohl nicht mehr?“ nahm er das Wort.

Erschreckt fuhr Helmer bei diesen ihm so bekannten rauhen Tönen auf.

„Ach, Sie sind es, Klas Holtrup! Ja, ich habe Sie wohl seit vier Jahren nicht mehr gesehen, jedoch von Ihnen gehört, Rühmliches, Herr Holtrup,“ antwortete Helmer, äußerlich ganz freundlich und heiter, welcher Haltung jedoch seine ängstlich und gespannt schauenden Augen widersprachen. Ihm war sichtlich dieser Besuch beunruhigend. Mit freundlicher Miene aber wies er Klas an, Platz zu nehmen. „Was führt Sie zu mir?“ erkundigte er sich.

Klas blieb stehen. „Ich sitze nur bei Freunden, Herr Wallroden; wir, das wissen Sie, sind keine,“ erwiderte der stets bärenartig aufrichtige Klas.

„Ja, Sie haben sich so zu mir gestellt,“ entgegnete Helmer, etwas gezwungen lächelnd, „und haben sofort das Schiff verlassen, nachdem der Senator tot war.“

„Sie konnten es allein steuern und, wie ich voraussetzte, nur einen Kurs in Ihren Hafen, Herr, und da wollte ich nicht mithelfen,“ war Klas' Antwort.

„Können Sie mir vorwerfen, daß ich etwas that, was gegen die Gesetze verstieß, etwas Unrechtliches,“ fragte Helmer geduldig.

„O, bewahre, Herr, dazu sind Sie viel zu klug, und ein Schuft sind Sie nicht, Sie wollen nur nicht gern aus dem goldenen Nest,“ gab Klas seiner Meinung Ausdruck.

„Fast, Herr Helmer, er sitzt vielleicht jetzt nur durch eine dünne Wand von uns getrennt.“

„Ah, Sie meinen den Kunstreiter?“ sagte Helmer leicht hin.

„Eben diesen mein' ich,“ erwiderte Klas. „Sie kennen ihn?“

„Natürlich kenne ich ihn,“ entgegnete der Advokat.

„Ist Ihnen nicht die Ähnlichkeit mit dem Senator und Johann aufgefallen?“ fragte Klas.

„Sofort, Herr Holtrup.“

„Und haben Sie sich nicht sogleich gesagt: Das ist der Erbe und dem gebührt der Nachlaß?“

„Ich habe gedacht, das wäre eine Möglichkeit, und wenn er sich gemeldet, hätte ich seine Ansprüche geprüft; er hat sich aber nicht gemeldet.“

„Also aus freien Stücken würden Sie ihm nicht zu seinem Recht verhelfen?“ warf Klas ein.

„Nein, sicherlich nicht; ich kann nicht auf eine frappante Ähnlichkeit hin sagen: Hier, Mann, Du bist der gesuchte Wallroden, da sind hundertundfünzigtausend Thaler baar und Häuser. Beeile Dich, das Alles zu nehmen, denn der Termin ist bald vorbei. Ich werde auch gewißlich nichts thun, mich um die Erbschaft zu bringen.“

„Davon bin ich überzeugt, Herr, und deshalb bin ich hier. Kennen Sie diese Uhr?“ fuhr Klas fort, das alterthümliche Ding, fest in der Hand, vor Helmer's Augen haltend. „J. W. H. — das heißt: Johann Wallroden, Hamburg, — steht darauf. Die Uhr gehörte dem Vater des Senators; der besaß eine ganz gleiche, und die großväterliche gab er seinem Sohn, der war ich und noch Jemand Zeuge. Johann trug diese Uhr fünfzehn Jahre, so lang er im Hause gewesen.“

„Die Uhr ist jener des Senators gleich, das bestreite ich nicht, ebensowenig, daß Johann Wallroden sie besessen haben mag,“ antwortete Helmer ernst und ruhig.

„Nun, diese Uhr ist Eigenthum des Sohnes Johann Wallroden's, des Kunstreiters.“

„Ich bestreite nicht, daß jener Kunstreiter die Uhr als Eigenthum hatte, er heißt jedoch Roba, wenn ich nicht irre.“

„Das stimmt, sein Vater starb in Lissabon unter diesem Namen, und der Sohn wurde von den Patres aufgenommen; im Nachlaß seines Vaters befand sich diese Uhr.“

„Alles recht, Herr Holtrup, das beweist jedoch nur, daß ein gewisser Roba, der in Lissabon starb, die Uhr Wallroden's in Besitz hatte, durchaus nicht, daß jener Roba auch Johann Wallroden gewesen.“

„Hier ist der Ausnahmeschein des Sohnes bei den Patres,“ fuhr Klas Holtrup fort.

„Ganz gut, das ist eine Legitimation für Paul Roba, hat jedoch mit Wallroden nichts zu thun,“ äußerte der Advokat.

„Meinen Sie?“ warf Klas, wüthend werdend, ein.

„Ja, das wird jedes Unbetheiligten Ansicht sein,“ hielt Helmer ruhig entgegen.

„Und Sie wollen es auf einen Prozeß ankommen lassen?“ fragte Klas Holtrup.



Professor Louis Pasteur. (S. 115.)

„Da haben Sie Recht, Herr Holtrup, dazu bin ich auch jetzt noch nicht Willens.“

„Sie werden es müssen, Herr.“

„So,“ meinte Helmer, einen scharfen Blick aus seinen großen, harten Augen auf den Schiffer werfend. „Sie haben vermuthlich den Erben?“

„Den habe ich, Herr!“

„Bei sich?“ warf Helmer Wallroden etwas sarkastisch ein. —

„Wenn Sie auf diese Dinge hin die Erbschaft für jenen Mann beanspruchen — ja,“ erwiderte Helmer. „Ich rathe Ihnen ab,“ fügte der Advokat im Geschäftston hinzu.

„Sie sind ein Betheiliger und werden natürlich ab-rathen,“ fuhr Klas, dessen schwächste Seite die Geduld war, heraus.

„Ich bin ein stark Betheiliger, Herr Holtrup, der Be-theiligtste, kann man sagen, nächst dem fraglichen Erben, natürlich werde ich mein Recht verteidigen,“ äußerte Helmer.

„Nun, Herr, und ich werde das Gleiche für jenen Mann thun. Ich betrachte mich aus Liebe zum Herrn Senator als den Vormund und Schützer jenes jungen Menschen, der sein nächstes Blut, seines Sohnes Kind und sein Erbe ist, und will für den Jüngling gegen Sie kämpfen und wider Alle, die mir entgegen sind, wie ein Eber, Herr Helmer, bis ich nichts mehr zu sagen weiß und nichts mehr thun kann. Das wird aber lange dauern,“ schloß der See-mann mit zornfunkelnden Augen.

„Das bezweifle ich nicht, Herr Holtrup, dafür kenne ich Sie; Sie beginnen jedoch einen so harten Kampf mit sehr schwachen Waffen, ich darf als Jurist sagen: mit nichtigen, werthlosen Waffen. Ich warne Sie, Herr Holtrup, dieser Edel-muth kann Ihnen Ihr Vermögen kosten, und Sie sind ein alter Mann.“

„Und wenn ich den letzten Pfennig aufbrauche, ich unter-nehme es doch!“ beharrte Klas trotzig. „Meine Waffen werden stärker werden, Herr Wallroden, und ich meinerseits warne Sie nun auch, nicht so mächtig auf sich zu vertrauen, es könnte Ihnen sonst Ihr Vermögen kosten, das, so viel ich weiß, ohne die Erbschaft nicht größer als meines ist. Nun Adjes!“ sagte Klas, verbeugte sich und schritt zum Bureau hinaus.

Helmer Wallroden erwiderte sehr ruhig Klas' Ver-beugung. Als sich jedoch die Thür hinter dem breit-schulterigen Manne geschlossen hatte, ließ sich der Advokat schwerathmend auf seinen Sessel nieder und trocknete die Tropfen ab, die auf seiner Stirne hervorquollen. „Mit diesen Mitteln wird er nichts erreichen,“ sprach er, düster vor sich hinblickend, „der Eisenkopf ist aber ein gefährlicher Gegner, mehr zu fürchten, als ein Duzend meiner Kollegen. Er ist fähig und zäh in seinen Entschlüssen, zäh und toll in der Ausführung; er wäre im Stande, nach Lissabon zu reisen, das Geld mit Häufen fortzuwerfen, um die Hebel aufzutreiben, mich von hier fort zu bringen und jenen Mann einzusetzen, denn er haßt mich so, wie er diesen liebt, und in Haß und Liebe ist diese Bärennatur gleich stark. Leicht soll ihm dieß jedoch nicht werden, das verspreche ich ihm. Schritt für Schritt, Punkt für Punkt nur werde ich weichen, wenn es nicht anders sein kann, und ich werde mich ver-theidigen, gerade wie er es von sich sagt, bis ich nichts mehr zu sagen weiß und nichts mehr thun kann. Klas, das wird lange dauern, wenn Du nicht ein besonderes Glück hast.“

Der Diener erschien und meldete einen Klienten.

Helmer schob die Papiere, welche vor ihm lagen, in ein Fach des Tisches, schloß dieß ab, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und zeigte dem Eintretenden sein ge-wöhnliches, ruhiges, festes, klares Antlitz.

Die Verstimmung zwischen Helmer und Ernestine war nicht dauernder Natur. Ernestine hatte eingesehen, daß sie gereizt und heftig gegen ihren Verlobten aufgetreten sei, welcher doch eigentlich nur eine Stimmung ausgesprochen habe, eine Anschauung, die hier allgemein herrschte, — der Mann gehörte nun einmal zum Cirkus und war ein Kunst-reiter. Konnte Helmer denn ahnen, daß er sie so tief interessirte? Durfte sie sich denn von ihrer Begeisterung für die Kunst jenes Menschen so hinreißen lassen? War es seine Kunst allein, die sie so seltsam anzog, ein solches Wogen ihrer Gefühle veranlaßte, ihr eine so beängstigende, selig beängstigende Mischung der Empfindungen, Scheu und Sehnsucht, Furcht und Hingebung, ein dunkles, ganz zielloses, unbestimmtes, geheimes Wünschen und Hoffen hervorrief? Jann Ernestine. Ist das nicht mehr als nur Schwärmerei für den Künstler, gilt das nicht ebensoviel der Person, die vom ersten Moment an, als sie diese er-blickte, eine Art heißen Schleiers des Fühlens über ihr Herz legte und ihre Phantasie so berückte, daß sie den bläulichen Mann mit den langen schwarzen Haaren und den stillen, großen Rebaugen gar nicht aus ihrer Vorstellung verbannen konnte, durfte sie, die Braut eines Andern, eines wackern, tüchtigen Mannes, den sie von Kindheit an kannte, dem sie in kurzer Zeit als Gattin in sein Heim folgen sollte, das fühlen für einen andern Mann? „Nein, das ist schlecht,“ rief Ernestine fast laut aus, „das ist Untreue!“ Ein tiefes Neugefühl überkam sie, daß sie sich so weit hatte gehen lassen, ihren Träumereien und ihrem weichen Empfinden so unverantwortlich nachgegeben; sie beschloß, jede Be-gegnung mit dem jungen Mann, der solche Macht auf sie ausübte, zu vermeiden und Rosa nicht mehr in ihrem Hause zu besuchen. Dann setzte sie sich hin und schrieb an ihren Verlobten:

„Lieber Helmer!

„Ich hatte neulich einen bösen Tag, ich war trotzig und gereizt, — ach, wir Mädchen sind oft gar nicht Herrinnen unseres Verstandes und unseres Herzens! Ich trat Dir entgegen, wie es für eine Braut sich nicht geziemt, — vergiß mir. Ach, ich wünschte, daß ich erst Deine Frau wäre! Dann führst Du mich mit Deiner starken Hand. Verzeih!

meine Launenhaftigkeit und meinen Trost und komme bald zu Deiner Dich mit Sehnsucht erwartenden Ernestine.“

Helmer empfing den Brief am Morgen nach der Unter-redung mit Klas Holtrup. Er hatte nie um die Empfindung der Frauen sich bekümmert, nie über ihr Herz nachgedacht. Er war ein wunderbarer Verteidiger der Männer, — eine Frau hatte er noch nie als Klientin gehabt, und würde sich auch wahrlich sehr schlecht bewährt haben. Er las das Schreiben seiner Braut zweimal durch, und war er vorher beunruhigt gewesen über deren Interesse für jenen verhängniß-vollen Mann, so schwanden diese Bedenken jetzt voll-ständig. Bat sie nicht ihre Opposition und ihre heftige Verteidigung jenes Menschen ab, schrieb sie nicht von Sehnsucht und daß sie wünschte, bald seine Frau zu werden? Das Klare sah Helmer sofort, was in der Tiefe dieser Worte schwebte, merkte er nicht. Er war ein Mann der Logik, der schneidenden, scharfen Vernunft; Seelenkämpfe der Art, wie aus diesem Briefe sie hervorzitterten, kannte er nicht. Das Briefchen stimmte ihn daher heiter. Es schmerzte ihn, daß seinetwegen Ernestine die Schlittensfahrt aufgegeben, aber mit jenem Manne konnte sie doch nicht fahren, schon der Leute wegen nicht, und ihm widerstrebte es heftig, mit dem Manne zusammenzutreffen, er hatte einen Widerwillen gegen ihn, der, was sonst ganz gegen seine Art war, mit einer Art abergläubischer Furcht sich vermischte, mit einem fatalistischen Gefühl von Unheil und mit einer allerdings sofort stark niedergelämpften, jedoch immer wieder emportauchenden Regung seines Gewissens. Helmer war jedoch ein muthvoller Mann, der jeder Gefahr fest und klar in's Auge schaute, und deshalb drängte es ihn, Charakter und Art dieses Mannes kennen zu lernen und jetzt, nachdem Klas Holtrup bei ihm gewesen, sich zu vergewissern, wie weit jener Mensch von seinen Eltern unterrichtet war, wie die Dinge lagen und ob es möglich, daß Klas so viel von dem Verschollenen aufgraben könne, um die Erbschaft für ihn wirklich zu gefährden. Aus diesen Zielen keimte in ihm der Wunsch, seinen Widerwillen hintan-zusetzen, ein paar drückende, peinliche Stunden zu ertragen und an der Schlittenpartie theilzunehmen.

Er begab sich daher zu Ernestine, kehrte ihren ganzen Streit in Scherz und erklärte ihr, daß er sich auf die Schlittensfahrt freue und gern Theilnehmer sein würde, wenn ihm auch das Zusammentreffen mit dem Cirkus-künstler unangenehm wäre.

Ernestine erschrak bei dieser Eröffnung.

Schon mit dem Eintritt Helmer's in das Zimmer, als sie sein markiges, klares, festes, ja hartes Gesicht sah, war Alles verschwunden, was sie in dem Briefe geschrieben, und es legte sich wie Eis auf ihr Herz, die Frau jenes Mannes zu werden, sie sehnte sich nicht darnach, sie fürchtete sich geradezu davor, und das Bildniß Paul's stieg vor ihrer Seele auf in seiner Sanftmuth, Schönheit und stillen Kunstbegeisterung, umflossen von einer Glorie, wie über-irdisch, — sie versuchte gewaltsam den Vergleich zu ver-nichten, sie stürzte sich hastig in die Arme Helmer's, brach in Weinen aus und umschlang ihn leidenschaftlich, als ob sie fürchtete, sie könnte von ihm gerissen werden.

„Aber was hast Du nur, Mädchen?“ sprach Helmer verwundert. „Es liegt ja gar kein Grund vor, zu weinen und so außer Dir zu gerathen, die kleine Dissonanz ist ja längst abgethan, ich war etwas eigensinnig und Du gereizt. Es ist ja Alles vergessen und vergeben von mir und von Dir, wozu denn diese Aufregung?“

„Ach, laß mich hier, Helmer, ich will nicht mitfahren,“ erwiderte Ernestine, immer noch unter leidenschaftlichen Thränen, „laß mich hier bleiben.“

„Diese Buße scheint mir wahrhaftig übertrieben,“ meinte Helmer. „Du willst Dich kasteien, fast wie ein Geißel-bruder. Laß doch alle mädchenhaften, überspannten Schwärmereien. Du hast eine sozialistische Idee von der Gleichberechtigung aller Menschen vor mir ausgesprochen und ich dagegen opponirt, deshalb wolltest Du ein Ver-gnügen aufgeben, an welchem, wie ich das weiß, Du sehr hingst. Jetzt lachen wir über diesen parlamentarischen Dis-kurs, und nun weinst und schreist Du und willst die Partie nicht mitmachen; denke doch nach, ist das nicht Unsin?“

Diese Worte bewiesen Ernestine, daß ihr Bräutigam sie absolut nicht verstand und nie verstehen würde, das Gefühl, nicht zu ihm zu gehören, nicht zu ihm zu passen, der Entfremdung ihm gegenüber legte sich wieder auf sie und machte sie apathisch. Sie ließ die Arme sinken und trocknete ihre Thränen. „Nun, wenn Du es wünschst, können wir die Partie mitmachen,“ antwortete sie jetzt wieder so ruhig, daß Helmer von dem plötzlichen Wechsel der Stimmung frappirt war.

„Du bist mir manchmal ziemlich unbegreiflich, Er-nerstine,“ sprach er, „ich glaube, Du bist nervös geworden. Du mußt viel in die frische Luft, Dich herausreißen aus Deinem Traumleben. Schließe Dich mehr an Rosa an, das ist ein Mädchen, munter, resolut und frisch wie eine feste Centifolienknospe, die oben aufspringen will. Ich wünschte Dir etwas von ihrer Art. Suche den Umgang mit ihr mehr, das wird Dich aufwachen und Dir gut thun; gehe jetzt grad' zu ihr, sprich über die Partie mit ihr und lasse mir Bescheid zukommen,“ schloß Helmer seine Er-mahnungen.

Ernestine nickte; ihre Augen waren verschleiert und hatten einen Ausdruck, als schauten sie in eine öde Ferne. Helmer gab ihr einen Kuß auf die hohe, weiße, phan-tastische Stirn. „Du bist so subtil organisiert, daß man

den Fäden nicht nachgeben kann,“ äußerte er. „Du fällst leicht aus einem Extrem in's andere; das ist für das Leben eine unbequeme Mitgabe; aber eine rege Betheiligung am Leben, am wirklichen, Anforderungen stellenden Leben ist dagegen ein treffliches Heilmittel, und ich werde dafür sorgen, daß Du Dich nicht vereinsamst. Adieu, Kind, sage mir Bescheid über die Ausfahrt.“ Mit diesen Worten ver-abschiedete sich Helmer von seiner Braut, die ihm eine be-wegungslöse, kalte Hand reichte.

Paul Roda schaute einigermassen erstaunt auf, als Rosa ihm berichtete, daß Herr Helmer Wallroden auch von der Partie sein wollte. Jetzt sollte er also den Mann zu sehen bekommen und kennen lernen, den man ihm durchaus aufdränge als feindlichen Verwandten, der seine, Paul Roda's Erbschaft ihm streitig machte, einen Wallroden, dessen Name ihm jetzt so oft zu Ohren gekommen, so seltsam ihm überall entgegentrat, daß er fast etwas Unheim-liches für ihn hatte, er würde nun den Mann von Ange-sicht zu Angesicht erblicken, welcher der Verlobte jenes Mädchens war, das er liebte, das er ihm streitig machen wollte, falls die Wagschale im Empfinden der Dame zu ihm sich neigen würde. Es war dem jungen Mann bei diesen Vorstellungen nicht ganz behaglich zu Muth. Wie würde die Begegnung sich gestalten, was daraus folgen? Welche verhängniß- und bedeutungsvollen Dinge barg das Schicksal in seinem Schooße? Diese Fragen drängten sich ihm auf, denn daß sein Verhältniß zu jenem Helmer Wall-roden nach zwei Seiten hin kein harmloses mehr war, dieser Gedanke hatte sich allmählig in Paul befestigt. An dem Gerücht von der Erbschaft schien etwas zu sein; sein Neben-buhler in der Liebe zu dem schönen Mädchen war er, ein Nebenbuhler, der gewichtige Rechte hatte.

Das stimmte den jungen Mann trübe und düster. Als daher Helmer mit Ernestine in das Eg- und Gesellschafts-zimmer der Frau Bernise trat, wo Rosa, Frau Bernise, Herr Hase und Paul schon versammelt waren, machte Paul bei der Vorstellung, die Rosa übernommen, eine sehr steife, reservirte Verbeugung und sah seinen, wie er das annahm, vermeintlichen Verwandten mit seinen großen, sinnenden, rubinigen Augen ernst an, indeß Helmer einen seiner stahl-scharfen, durchdringenden Blicke auf ihn richtete. Helmer gab der ruhige Blick des jungen Mannes einen Stich durch das Herz, denn so sah der Senator, wenn er einmal weich gestimmt war; der Advokat glaubte einen Moment den Ver-storbenen vor sich zu sehen, und diese Vision berührte ihn peinlich. Kaum gewann er es über sich, das gebräuchliche: „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ zu sagen.

„Sehr angenehm, sehr interessant!“ murmelte Paul mit kurzer Verbeugung.

„Aber, meine Herren,“ sprach darauf Rosa, „ist es doch gerade, als ob eine Eiswand zwischen Ihnen stände. Wären Sie Mädchen, würde ich sagen: Geben Sie sich einen Kuß; denn das pflegt bei uns, wenn wir nicht wissen, was wir thun und sagen wollen, eine Bekanntschaft einzuleiten; die Herren jedoch stehen da, wie wenn sie auf die Pistolen zu einem todringenden Duell warteten, und nicht, als ob sie zu einer Schlittenpartie gekommen.“ Bei diesen Worten warf Rosa einen scharfen, beobachtenden Blick auf Helmer; ihr hatte das Benehmen Helmer's Paul gegenüber schon längst Verdacht erregt. „Reichen die Herren sich so fort die Hände,“ befahl sie in ihrer jovialen Art, „und sprechen Sie jeder mindestens einen Satz von zehn Worten, — so fürchte ich mich wahrhaftig mitzufahren.“ Dabei nahm sie Paul's behandschuhete Hand und näherte sie der Helmer's; dieser ergriff die schmalen, feinen Finger Paul's und sagte mit einer Mischung von Gezwungenheit und Interesse: „Sie als geborener Südländer scheinen also nicht den nordischen Winter zu fürchten?“

„Nein,“ erwiderte Paul, immer noch prüfend den starken Mann mit den ausdrucksvollen Zügen vor sich be-trachtend. „Ich bin nur halb südländischer Abstammung, meine Mutter war allerdings eine Spanierin, mein Vater jedoch ein Nordländer, ein Hamburger!“ Und hiebei ver-schärfte Paul unwillkürlich seinen beobachtenden Blick.

Helmer merkte das und er sagte sich: „Der Mann ist nicht so harmlos, er weiß von den Verhältnissen; das kann jedoch nicht von Belang sein, sonst würde er Ansprüche er-heben;“ in seinem Herzen brannte es, zu erfahren, wie viel er von diesem Manne zu befürchten hatte. „Ihre Frau Mutter lebt nicht mehr?“ fragte daher Helmer, scheinbar nur, um das Gespräch fortzusetzen.

„Ich weiß das nicht,“ gab Paul zurück in einem Tone, der sagte, daß es ihm unangenehm sei, über seine Familien-verhältnisse gefragt zu werden; „ich kam in früher Jugend vom Hause fort, meine Mutter wechselte dann den Wohn-sitz und so bin ich heimatlos geworden,“ fügte der junge Mann zögernd hinzu.

„So starb Ihr Vater vor dieser Zeit?“ ließ Helmer sich nicht abwehren mit Fragen.

„Nein, ich blieb bei ihm, — er lebte in Spanien,“ brachte Paul unruhig und verbtrießlich hervor.

„So, sind die Herren jetzt mit ihrer Stammbaum-aufklärung fertig?“ warf da Rosa ein. „Es ist doch ge-rade, als ob zwei uralte Adelsherren mit einander bekannt werden. Ihr Männer seid schreckliche Pedanten. Wo der Herr ist der Sohn seines Vaters, und Sie, Herr Ad-vokat, sind der Sohn des Jhrigen. Sie sind auf der Welt, das muß Ihnen genügen, wie es uns genügt, wie wir jetzt darüber vergnügt sind. Da läuten die Schlitten umten, das gibt uns das Zeichen: Einsteigen, einsteigen,

meine Herrschaften: in Uhlenhorst, beim heißen Kaffee, können Sie Ihre Familienverhältnisse dann weiter aus-

einanderwickeln — oder wollen Sie in dem Schlitten dazu neben einander sitzen — jeder Schlitten hat gerade Platz für zwei Personen — so werden wir beiden Freundinnen, Ernestine und meine Wenigkeit, den mittleren Schlitten einnehmen, indeß das gekochte Alter, Herr Hase und meine Mutter, sich in dem vorderen vertragen und die Kavalkade eröffnen muß.

Das ist fein, philiströs und malerisch; oder wollen wir den Leuten etwas zu reden gönnen, mache ich folgenden Vorschlag: Sie, Herr Helmer Balkroden, haben Ihre Braut immer und später wahrscheinlich mehr als zur Genüge, treten Sie dieselbe bis Uhlenhorst dem Schlitten ab, worin Herr Hase sitzen wird, und mich armen, vereinsamtes, verworrenes, unglückliches Geschöpf nehmen Sie erbarmungs-herrenlos in Ihren dritten Schlitten auf und gestatten mir, zu Ihnen hinaufzusehen, natürlich alles dieß nur unter der Voraussetzung, daß das uns beaufsichtigende Alter, Herr Hase und meine Frau Mutter, diese anmuthige Verpackung billigt.

„Ach, Rosa, Du treibst es wieder gar zu arg,“ meinte Frau Wernike mit einem etwas ehrfurchtvollen Blick auf Helmer.

„Fräulein Rosa, für mich ist Ihr Wunsch Befehl, wie immer,“ versetzte Herr Hase, sich galant verbeugend.

Ernestine erglühte heimlich und verbarg ihr Gesicht, indem sie schnell an das Fenster ging und zu den Schlitten hinabschaute.

Helmer sah etwas süßfauer drein. Paul's Gesicht klärte sich auf.

„Abstimmen, meine Herren, abstimmen!“ rief Rosa. „Allgemeine Akklamation durch Erheben von Ihren Sätzen, wir stehen zwar, können uns aber schnell eine Sekunde dazu niederlegen. Soll ich Recht behalten, wie immer?“ fragte sie mit einem lächelnden Lächeln zu Ernestine.

„Ihr Vorschlag hat unsern Beifall, wie ich sehe,“ meinte Helmer, und man stieg die Treppe hinab zu den Schlitten.

Da saß nun Ernestine neben Paul, und Rosa neben Helmer, und die Schlitten glitten saufend über den Schnee dahin, einer leuchtenden, wie eine goldene Kugel spielende Strahlen werfenden Winter Sonne entgegen. Der Schnee glitzerte und blitzte, Alles war friedlich weiß, kein Laut regte sich umher, nur die Schellen der Pferde läuteten und ein Duzend Raben stiegen krächzend vom Felde auf, der hellblauen, sonnenduftigen Ferne zu.

In beiden Schlitten herrschte Schweigen.

„Das Schicksal hat mir heute wohlgevollet,“ nahm Paul Hoda endlich das Wort, „es scheint jetzt, als ob es endlich müde geworden wäre, Trübes auf mein Haupt zu häufen.“

„Hat es dieß bisher gethan?“ fragte gepreßt Ernestine.

„Ja, in sehr starkem Grade, jedoch von dem Moment an, als Klas Holtrup mich rettete und ich ihn zum Freunde gewann, kommt es mir vor, wie wenn die Sonne durch Nebel brechen wollte.“

„Es hat wohl Jeder trübe Zeiten,“ meinte Ernestine, „Licht und Schatten wechseln im Leben ab.“

„Jedoch Ihre Lebensbahn wird Ihnen dergleichen nicht zur Erfahrung gebracht haben,“ äußerte Paul.

Ernestine schweig darauf und blickte eifrig in die Sonne.

„Ein schönes Gestirn,“ nahm Paul, ihrem Blick folgend, die Unterhaltung wieder auf. „Schön im Süden und oft noch schöner im Norden, namentlich im Winter, — mir schien sie noch nie so schön wie heute,“ sprach er innig und herzlich.

Ernestine erbeute und schaute auf ihren Muff nieder; sie gab wieder keine Antwort und Paul, der darin eine Ablehnung seiner Huldigung sah, hielt nun auch in diesen beziehungsreichen Galanterien ein und sprach von Spanien, von Lissabon mit seinem Frühlingswinter, wobei Ernestine ihre Schweigsamkeit ablegte und sich sehr theilnehmend zeigte.

Im letzten Schlitten, in dem Helmer und Rosa saßen, stockte das Gespräch nicht. Rosa plauderte über die Natur, die Vorzüge des Winters vor dem Sommer, dem sie selbst den Vorrang gebe, obgleich er ihre Nase ziemlich roth machte, was sie nicht leiden konnte, über die Ungerechtigkeit, daß die Männer viel seltener rothe Nasen von der Kälte bekämen als die Frauen. „Ach, wir sind in Allem benachtheiligt,“ rief sie schließlich aus, „bleiben wir sitzen, so rümpft man die Nase über die alte Jungfer, der alte Junggesell bleibt ein geachteter Spekulationswerth bis an sein Lebensende.“

Helmer mußte das lachend zugeben.

„Glauben Sie an die Seelenwanderungen?“ wandte sie sich plötzlich in ihrer lustigen, humoristisch seltsamen Art zu ihrem Nachbar.

Helmer schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, Fräulein Rosa, dazu habe ich mich noch nicht aufgeschwungen.“

„Aber es wäre doch so hübsch! Stellen Sie sich vor, wir würden dann miteinander tauschen, Sie würden ich und ich nähme Ihre Gestalt an.“

„Was würden Sie dann thun?“ forschte Helmer amüßigt und neugierig.

„Ach, als Helmer, ich würde Rosa bewundern.“

„Das thue ich schon,“ unterbrach Helmer.

„Und sie für das netteste Mädchen unter der Sonne erklären.“

„Davon bin ich nicht weit entfernt,“ meinte Helmer lachend.

„Und das Schicksal furchtbar anklagen, welches so grausam gewesen, mir sie nicht zur Frau zu geben,“ lachte Rosa mit dem lustigsten Munde und sehr erregten Augen.

„In jenem andern Leben wird die Anklage nicht viel nützen,“ warf Helmer heiter ein, „Geisterheirathen gibt es, so viel ich weiß, nicht, der Schaden läßt sich also nicht repariren.“

„Ja, das ist sehr traurig, so kann ich als Helmer demnach auch nicht vereint mit Ihnen vereint durch die Gesilde ewigen Abendrothes wandeln,“ seufzte Rosa. „Hier nicht, in anderen, besseren Leben nicht, — das ist tieftraurig; was soll ich armer Wurm da machen? Es wird mir nichts übrig bleiben, als in's Wasser zu gehen,“ schloß Rosa tragisch.

„O, warten Sie nur,“ scherzte der Advokat, „in Uhlenhorst können Sie das sogleich ausführen: Sie gehen in Wasser, worin Kaffee ausgebrüht worden und Milch und Zucker aufgelöst ist. Ich hoffe, der Kaffee wird gut, Ihr irdischer und überirdischer Kummer seine Ruhe finden.“

„Das hoffe ich auch,“ sprach Rosa, sie warf aber dabei verstohlen ihrem Nachbar einen Blick zu, so warm und leidenschaftlich, daß dieser, der plötzlich die Augen ihr zukehrte, stutzte und fragend das Mädchen ansah, worauf Rosa wie mit Purpur und Blut übergossen wurde und ihr Gesicht, gerade so wie Ernestine jetzt im vorausfahrenden Schlitten, in ihrem Muff verbarg.

Man trank in Uhlenhorst Kaffee, wobei Rosa guten Appetit zeigte, Ernestine, Paul und Helmer jedoch ziemlich schweigsam waren, so daß Herr Hase und Frau Wernike die Kosten der Unterhaltung tragen mußten.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, es drohte schnell dunkel zu werden und man brach zur Heimfahrt auf. Jetzt saß Ernestine neben ihrem Verlobten, der sehr nachdenklich war und wenig sprach, und auch Rosa zeigte sich weniger gesprächig als sonst, sie schien ermüdet, Paul gab daher bald seine Versuche, die hübsche Nachbarin heiter zu unterhalten auf, und so fuhr man in etwas stiller, wie befangener, gedrückter Stimmung nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Das Volapük, die neue Weltsprache.

Von

L. Einstein.

(Nachdruck verboten.)

Wir wollen nicht Sprachen, sondern die Sprache kennen lernen; wir wollen ergründen, was die Sprache ist, und wie sie zu einem Mittel, einem Organ der Gedankenmittheilung werden kann.“ Max Müller.

Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphen und Telephone, Weltpost, Weltchrist und Weltsprache — es fehlt nur noch das lenkbare Luftschiff, um durch den blauen Aether von Pol zu Pol zu fliegen! Ja, die überfüllte Menschheit ist damit noch nicht zufrieden; sie möchte über die Erde hinweg, über sich selbst hinaus, in den Himmel fahren, von Stern zu Stern, von Welt zu Welt segeln auf den Pforten des Himmels. Der Gedanke ist schön, der Wunsch verzüßlich; aber schon der Psalmist mahnt uns, darauf zu verzichten, wenigstens so lange wir mit irdischen Lungenblasbällen behaftet sind, indem er uns zuruft: „Der Himmel ist des Ewigigen Himmel, die Erde aber gab er den Menschenkindern.“ Nicht, daß wir uns der hohen beseligenden Ideale schon für diese Erde ganz entziehen sollten, um alle Glückseligkeit in eine andere, jenseitige Welt zu verlegen! Unsere Zeit der Erfindungen und Entdeckungen legt gerade Zeugniß ab für die Größe des irdischen Geistes, so lange der Mensch in naturgemäßer Weise sinnt und schafft, wirkt und strebt. Schleicht er aber über dieses Ziel hinaus, so mag er auch die Folgen seiner Unbesonnenheit hinnehmen. Ich bin daher kein Freund der neuerdings wieder aufgewärmten kant'schen Transcendentalphilosophie, und ihre Pfleger werden mit all' ihrem Grillen nicht im Stande sein, die Geheimnisse des Jenseits auf Flaschen abzumischen zu Ruch' und Frommen der Menschheit. Ich theile daher schon längst alle unsere Ideale in zwei streng von einander gesonderte Klassen ein: in Phantasieideale und Naturideale. Unter jenen verstehe ich alle diejenigen, deren Erreichung auf natürlichem Wege nicht zu erlangen ist, unter den letzteren aber alle Ideen, deren Verwirklichung auf dem streng geistlichen Naturwege herbeigeführt werden kann. In solcher Weise haben sich alle die großen Erfindungen vollzogen, welche insbesondere unserem Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt, so daß andere Auser, könnten sie wieder ihren Gräbern entrücken, glauben müßten, sie befänden sich in einer ganz andern Welt, als diejenige war, welche sie zu ihrer Zeit bewohnt haben.

Zu diesen meinen Naturidealen gehört nun das von dem Propheten Zephania (Kapitel 3, Vers 9) erhobene Zeitalter, in dem alle Menschen eine gemeinsame, und zwar eine geläuterte Sprache reden werden. Denn die Sprachen trennen die Menschen, aber die Sprache verbindet sie. Dieser Satz ist heute gewiß allen Gebildeten schon verständlich; nur wie das zu ermöglichen sei, ist ihnen zumeist noch ein Geheimniß. Kein Wunder, daß die großen kosmopolitischen Denker aller Zeiten — und die Wissenschaft ist ja eigentlich eine Kosmopolitin — sich mit der Lösung dieses Problems beschäftigt haben. Und dieses Sprachproblem ist unter der Devise: „Menado bal puki bal“, das heißt, „einer Menschheit eine Sprache“, erst in diesen Tagen, das heißt, seit fünf Jahren wirklich gelöst, und zwar in einer Weise, daß diese internationale Sprache, Volapük genannt, schon zahlreiche Anhänger in fast allen Ländern des Erdballs sich errungen hat. Der württembergische Völkersprachverein, von Ruperi Kniele in Echemmerberg gegründet, hat bereits über vierhundert Mitglieder, und in Holland zählen sie schon nach Tausenden, denn dort existiren an fünfundsiebenzig Vereine, worunter manche über hundert Mitglieder stark sind. Der Verein, den Verfasser dieser Abhandlung in Nürnberg gegründet, wird es gleichfalls bald zu hundert Mitgliedern gebracht haben, und in Frankreich ist die Volapükbewegung in diesem Augenblicke,

dank den Bemühungen des Professor Dr. Kerckhoffs an der städtischen Handelsakademie zu Paris, in welcher Anstalt das Volapük bereits zu den Lehrgegenständen zählt, in volstem Gange. Schreiber dieses las in den letzten vierzehn Tagen im Hause des Erfinders zu Konstanz am Bodensee achtzehn Pariser Zeitungen, worunter selbst die größeren Journale, wie „Le Temps“, „La Liberté“, „Le Rappel“ und so weiter sich für das Volapük als „internationale Handelsprache“ erklären. Und sogar einer der ersten Journalisten Frankreichs, der Stimmführer der dortigen literarischen Welt, Francisque Sarcey, hat sich in dem Blatte „Le Gagne Petit“ in zwei größeren Leitartikeln (Nr. 146 und 147) für einen eifrigen Anhänger dieser Sache erklärt. Ich bemerke dieses hauptsächlich der Schwerefülligkeit unseres deutschen Geistes wegen, welche für diese geniale Erfindung eines deutschen Gelehrten, die dazu bestimmt ist, die eingreifendsten Umwälzungen im sozialen Leben und im Völkerverkehre herbeizuführen, so steptisch sich verhält, daß sie selbst unsere bedeutendsten Tagesblätter sie ignoriren statt sie zu besprechen und ihre Gegengründe, falls sie triftig genug sind, zu Felde zu führen. Vielleicht gelingt es mir, einen geheimen Haupteinwand unter so vielen anderen hervorzuheben.

Unsere Lateinschüler brauchen bekanntlich zwei Jahre, um die lateinischen Konjugationen und Declinationen zu bewältigen, woran allein die zahlreichen Unregelmäßigkeiten die Schuld tragen, während in dem durch und durch regelmäßigen Volapük diese Operationen, bekanntlich die beiden Haupttheile der Grammatik einer jeden Sprache, schon in einer Stunde erledigt werden können. Und diese Maschine leistet genau dasselbe für die logische Darstellung unserer Gedanken, was alle übrigen Sprachen zusammen zu leisten vermögen. Um sich hievon zu überzeugen, sehe man sich nur folgende Declinations- und Konjugationstabelle an.

Declination des Hauptwortes:

Table with 2 columns: N. Mot, G. mota, D. mots, A. moti and their corresponding forms in German (die Mutter, der Mutter, der Mütter, die Mutter).

Konjugation des Zeitwortes:

Table with 2 columns: Löfol, lösom, löfol, lösom and their corresponding forms in German (ich liebe, du liebst, er liebt, sie liebt).

Aktive Form:

Table with 2 columns: Lösom, lösom, lösom, lösom, lösom and their corresponding forms in German (er liebt, er liebt, er hat geliebt, er hatte geliebt, er wird lieben).

Passive Form:

Table with 2 columns: Palösom, pelösom, pilösom, polösom, pulösom and their corresponding forms in German (er wird geliebt, er wurde geliebt, er ist geliebt worden, er war geliebt worden, er wird geliebt werden).

a e i o u — darin besteht fast das ganze Geheimniß der Schleyer'schen Weltsprachgrammatik, die man geradezu eine Quintessenz der Logik nennen könnte, dargestellt in algebraischen Formeln, in welche der Gedanke bloß hineingegossen zu werden braucht, um von allen Nationen verstanden zu werden. Sollte das nicht die philosophische Universalprache sein, nach der Leibnitz und seine Nachfolger seit zweihundert Jahren vergeblich gesucht? Hat doch unser großer Sprachphilosoph Max Müller an sich selbst erklärt, daß er mit den Grundzügen Schleyer's vollkommen einverstanden sei, worauf wenigstens die Engländer achten werden.

Ein anderer, häufig erhobener Einwand, welcher, wenn er wahr wäre, mich selbst zum größten Gegner des Volapük machen würde, ist der, daß dadurch die anderen Sprachen verdrängt würden. Ich bin jedoch überzeugt, daß, wenn einst die Welt in diese Sprache übergeht und so auch von aller Welt verstanden werden, Derjenige, welcher sie in der Ursprache zu lesen versteht, immer wieder zu dieser Urquelle zurückkehren wird, sobald er ihre wahre Erhabenheit und Schönheit sich zu Gemüthe führen will, sowie Derjenige, welcher den Homer in griechischer oder den Shakespeare in englischer Sprache zu lesen vermag, sich nicht damit begnügen wird, diese Dichter bloß in Uebersetzungen zu lesen.

Das Volapük soll eben zunächst das nothwendigste praktische Bedürfniß befriedigen, als „allgemeine Handelsprache“ dem internationalen Verkehre zu dienen, um die seit zehn Jahren von dem deutschen Generalpostmeister Dr. Stephan in's Leben gerufene Weltpost, die doch eigentlich selbst nichts Anderes ist als die Ausnützung des Dampfes für den Ideenaustausch der Menschen, zur vollen Entfaltung zu bringen. Denn Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphen und Weltpost sind die Hebel des modernen Kulturlebens, welche die Völker einander nahe bringen, jeden Gebildeten zum Kosmopoliten machen, die Entfernungen aufheben und die Erde selbst immer kleiner erscheinen lassen. Dieser rege Verkehr hat aber auch das Bedürfniß nach einer Erleichterung desselben hervorgerufen, was sich in den verschiedensten Formen äußerte und noch oft zu Tage treten wird.

Wir brauchen hier nur auf das einheitliche Metermaß hinzuweisen, welches in kurzer Zeit das einzige Maßsystem der Welt sein wird; auf die Idee eines einheitlichen Zeitmaßes und einer einheitlichen Gesechabung, einer gemeinsamen Geldwährung unter Zugrundelegung des delatidischen Zahlensystems, auf die Bestrebungen, die lateinischen Lettern zur Weltchrift zu machen, was jetzt sogar in Japan in Durchführung begriffen ist, und so weiter — lauter Einrichtungen, deren Ausführung zum Theil ebenso schwierig ist, als ihre Vortheile einleuchtend sind, und welche sich gewiß, trotz aller Hindernisse, Bahn brechen werden, weil die Menschheit dieser Erleichterungen bedarf, der Naturlauf mit seinem unaufhaltbaren Fortschritt uns ihrer Verwirklichung immer näher führt und der alte Jost überhaupt nicht im Stande ist, das Wellenrad und den Zeitgeist in ihrem Gange aufzuhalten.

Wer könnte uns bestreiten, wenn wir behaupten, daß alle diese Einrichtungen zeitgemäß seien und daß die Gegenwart und Zukunft berechtigt sind, ihre Rechte daran geltend zu machen?

Wird nun schon längst jeder Wiener Walzer auf der ganzen Erde verstanden, ohne übersetzt zu werden, und hat man in der Musik die einheitliche Notenschrift eingeführt, warum sollte es mit

der gewöhnlichen Schrift nicht auch möglich sein, sie zu entnationalisieren? In der Telegraphie und Stenographie hat man ja auch einheitliche Schriftzeichen eingeführt und diese haben die Verbreitung dieser beiden Erfindungen sehr gefördert. Allein die haarsträubende Orthographie der verschiedenen Sprachen macht diese Bestrebungen noch oft zu Schanden und setzt ihrer Durchführung die größten Schwierigkeiten entgegen. Hätte man eine gemeinsame Schreibung, ein gemeinsames Alphabet, so hätten bei dem Postamt zu Washington im Jahre 1883 nicht 4 1/2 Millionen unbestellbare Postsendungen, darunter 3500 Werthsendungen, einlaufen können, eine materielle Einbuße, die nur allein auf das Konto der sonstigen, inoffiziellen und willkürlichen Schreibung zu setzen sind.

Gerade diesem Punkte, dem gemeinsamen Alphabet und einer einheitlichen Sprache, hat man noch immer nicht die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet. Die Drähte und Schienen verbinden wohl die Städte und Länder, aber nicht ihre Sprachen; denn dazu bedarf es eines allgemeinen, alle Nationen einigenden Verständigungsmittels, eines geistigen Bindemittels von ebenso großer Einfachheit als Vollkommenheit, das den direkten Verkehr in Wort und Schrift in höchstem Grade vereinfacht zu einer Zeit, der es vorbehalten war, den Dampf zu fesseln und dienstbar zu machen und den elektrischen Funken als Boten um die Welt zu senden. Allein noch immer muß dieser Bote hier diese, dort jene Sprache sprechen — es fehlt somit noch immer die Hauptsache, um ihn zu einem internationalen Verkehrsmittel zu machen.

Um so mehr mußte es Jedermann in Erstaunen setzen, als plötzlich eine solche Weltsprache von solcher Einfachheit und Vollkommenheit, wie sie Volapük aufweist, in die Öffentlichkeit trat. Nachdem bereits viele Versuche, — es sind ihrer wohl an hundert — wie sie seit zweihundert Jahren, von Wilkins und Leibnitz an bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, gemacht wurden, misslungen waren, kam das Publikum diesem neuesten Versuche mit großer Skepsis entgegen, so ungefähr, wie wir heute die Nachricht von der Erfindung einer Flugmaschine sehr bezweifeln würden, da das Dementi auf diese schon oft erfolgt ist.

Allein das ist bei der Schleyer'schen Weltsprache Volapük, obwohl sie schon seit fünf Jahren existiert, nicht einen Augenblick der Fall gewesen, im Gegentheil, trotz aller Gegner, der lauten wie der Stummen, — zu den letzten bekennend sich der weitest aus größte Theil — ist sie in stetigem Wachsthum begriffen in Holland und Deutschland, in Frankreich und Schweden, in England und Amerika, in der Schweiz und in Italien, in Oesterreich und selbst in Syrien (Beirut) u. Es ist daher auch anzunehmen, daß das verhängnisvolle Todtschweigen, bekanntlich ein größerer Feind als offene Angriffe, da die letzteren zur Klärung der Sache beitragen, nicht mehr so lange wird vorhalten können, als es bis jetzt der Fall war; denn was der Menschheit zum Segen gereicht, muß früher oder später die heftigsten Hindernisse überwinden, die sich ja bisher noch immer allen Erfindungen entgegengestellt haben.

Aber schon Viele, die früher mit den absprechendsten Urtheilen gleich bei der Hand waren, sind, sobald sie sich mit dem Volapük näher bekannt gemacht, zu Förderern und Freunden desselben geworden.

Bedenken wir den heutigen intensiven Kontakt der Völker und das dadurch erzeugte Bedürfnis einer besseren Verständigung, so begreift es sich von selbst, daß solches nur durch ein ausgedehnteres Sprachstudium erreicht werden kann, welches daher zu einem wesentlichen Bestandteil der heutigen Erziehung geworden ist. Es ist aber auch einleuchtend, daß man auf diese Weise nie das gewünschte Resultat erzielt, da die Erlernung einer einzigen fremden Sprache schon mehrere Jahre und unendlich viel Mühe und Geduld in Anspruch nimmt. Aber eine unter so vielen Sprachen ist verhältnißmäßig wenig, und um überall verstanden zu werden, müßte man sich zum mindesten in den wichtigsten europäischen Sprachen geläufig ausdrücken können. Leider ist aber die Ueberbürdung

mit Lehrgegenständen in unieren niederen und höheren Schulen ohnehin schon eine allzu große, um unserer zarten Jugend auch noch die vielen Sprachenjoch aufzuballen. Im Gegentheil sollten wir schon um anderer nützlicherer Wissenschaften willen — ich erwähne hier nur die naturwissenschaftlichen Studien — darnach trachten, unseren Kindern die Lernstofflast zu erleichtern. Die Schleyer'sche Weltsprache — und davon kann sich Jeder durch eigene Versuche überzeugen — ist, was das Grammatikalische anbelangt, schon in wenigen Stunden erlernbar, um mit Zuhilfenahme des Schleyer'schen Wörterbuchs (3. Auflage, zu beziehen durch das Weltsprachebureau in Konstanz) allen Menschen, welcher Nation sie auch angehören, welche Sprache sie auch sprechen mögen, in unzweideutiger Weise sich verständlich zu machen, sobald man dabei an dem Grundsatz festhält, in möglichst einfachem Style

suchen um vierzehn Uhr). Da nun hierin eine Nation der andern oftmals nur schwer verständlich wird, so muß in der Weltsprache, wie schon in der Grammatik, so auch im Style, von allen nationalen Sondereigentümlichkeiten, Ausdrücken wie Redewendungen, Umgang genommen werden, und dieses geschieht in der einfachsten Weise dadurch, daß wir den allgemeinen Sinn, der in solchen Worten oder Volkssprachwörtern enthalten ist, in der kürzesten Weise in prägnanter Fassung darzustellen suchen, somit im obigen Falle: „Alles verkehrt machen“ = „vädön valikosi“. Im gewöhnlichen Briefstyle kommen derlei abweichende Ausdrücke jedoch nur selten vor, und was den kaufmännischen Styl betrifft, so ist derselbe bekanntlich in jeder Sprache ein ganz eigenartiger und im Deutschen nur allzu oft ein gar nicht musterergültiger. Es muß daher der Geschäftsmann den kaufmännischen Styl einer jeden

Sprache ganz besonders kennen lernen, und es leuchtet daher ein, welche Wohlthat es für den Handelsstand aller Nationen sein würde, wenn endlich einmal eine einheitliche internationale Welt-handels-sprache zur Einführung käme. In der That bin ich auch schon im Stande, einen solchen Welt-sprache-briefsteller anzukündigen. Der bereits erwähnte „Württembergische Welt-sprache-Verband“, Rupert Kniele in Schenkerberg (einem Dörfchen an der Eisenbahnlinie zwischen Ulm und Döberach), hat auf meine Veranlassung hin an zweihundert Handels-briefe in Volapük ausgearbeitet und werden dieselben noch diesen Sommer die Presse verlassen. Dann liegt es nur noch an den tonangebenden Männern in den Handelskreisen selbst, ob sie von dieser Wohlthat den großartigen Gebrauch machen wollen, zu dem sie bestimmt ist. Und wenn ich dem als gründlicher Kenner dieser Kunst-sprache hinzusetze, daß Jeder, der nur seine Muttersprache in grammatikalischer Weise erlernt hat, was doch schon zu den Aufgaben unserer Volksschulen gehört, schon in wenigen Monaten in den Stand gesetzt ist, eine solche kaufmännische Korrespondenz nach den Kniele'schen Mustere-briefen in Volapük zu führen, so sollte man kaum mehr daran zweifeln dürfen, daß der Handelsstand aller gebildeten Nationen von Paris bis Japan und von Japan bis San Franzisko sich bestreben, ja beeilen werde, diese einheitliche, einsprachige Korrespondenz, die noch dazu viel kürzer, bestimmter, korrekter und insbesondere frei von zweideutigen Fremdwörtern ist, die schon manchen Prozeß zur Folge hatten, zur allgemeinen Handels-sprache zu machen. Denn wenn diese kolossalen Vortheile nicht sofort in die Augen springen, der hat eben keinen Begriff von dem, was der Welt in unserer Zeit noth thut und was ihr die großartigste Erleichterung zu gewähren im Stande ist. Und erheben wir dabei unser Gemüth zu dem erhabenen Gefühl, daß dadurch zugleich auch die Annäherung aller Nationen zu einem allgemeinen Bruder- und Schwesterbunde in vielleicht noch nicht geahnter Weise sich vollziehen werde, so läßt sich noch gar nicht voraussehen, welcher vielverheißenden Zukunft die Schleyer'sche Welt-sprache entgegenzuführen vermag und die ich nicht besser zu illustriren im Stande bin, als durch die schönen Worte ihres



Auf dem Anstand. Nach einem Gemälde von H. Red. (S. 119.)

nur in denjenigen Ausdrücken zu schreiben, welche allen Gebildeten bekannt sein müssen, weshalb alle metaphorischen (übertragenen) Ausdrücke und sprichwörtlichen Redensarten zu vermeiden sind. Wenn ich zum Beispiel im Volapük sagen würde: Zigad oba esogolom = meine Cigarre ist ausgegangen, so wäre das ebenso absurd, als wollte ich zu einem Franzosen sagen: Mon cigarre est sorti, statt: s'est éteint, = ist erloschen, also welt-sprachlich: enosom; oder wenn der Kaufmann von einer soeben beehrten Sorte seinem Kunden erwiderte: sie ist mir ausgegangen, statt: ich habe sie nicht mehr auf Lager. Es ist ja bekannt, daß die verschiedenen Nationen denselben Gedanken oftmals in sehr verschiedener Weise zum Ausdruck bringen, indem hier an dieses, dort an jenes Bild angeknüpft wird. Wo zum Beispiel der Deutsche das Sprichwort anwendet: „Nach Jedermanns Pfeife tanzen“, sagt der Franzose: „Chercher midi à quatorze heures.“ (Rittag

Erfinders, die er im vorigen Jahre auf der ersten allgemeinen Welt-sprache-Verammlung in Friedrichshafen den dort versammelten Welt-sprache-freunden mit auf den Weg gegeben hat und die also lauten:

Mit des Geistes ewig lichten Waffen  
Läßt uns neue große Friedenswerke schaffen.  
Unser Volapük, sie sei ein Liebesband,  
Das fortan umschlinge Land um Land;  
Daß die schöne, sonnenbestrahlte Erde  
Uns zum Eden treuer Brüder werde;  
Daß die Zungen Aller sich in Einer klar verstehen,  
Friedensklänge hin durch alle Lande freudig wehen.\*



Schmerz bewegt. Gemälde von Angelo Dall'Oca Bianca. (S. 119.)

## Friesisch Blut.

Eine Emoländer Dorfgeschichte

A. Lütelsburg.

(Schluß.)

Fentje-Anna saß inzwischen in trübem Sinnen verloren hinter dem Tische, ihr war ängstlich und bekümmert zu Muth. Nicht daß sie einen besseren Empfang erwartet hätte, aber die Worte der Muhme hatten Eindruck auf sie gemacht, etwas Wahres enthielten sie ohne Zweifel. Sie sah zu, wie Frau Hillewine den zimmernen Kaffeetopf und die blaugeblühten Dresdener Porzellantassen auf den Tisch trug, und Brod und Butter, auch ein Stück Käse daneben setzte, aber sie rührte sich nicht, der alten Frau in ihrer Thätigkeit beizustehen. Sie froh, denn ihre Kleidung war feucht, und in der unfreudlichen Küche der Muhme herrschte eine bittere Kälte. So war Fentje-Anna froh, als Frau Hillewine ihr um neun Uhr sagte, daß sie nun zu Bett gehen könne, da langes Ausbleiben nichts weiter bedeute, als Licht und Feuerung verbrennen.

Frau Hillewine wies ihr die Altheilsküche als Schlafstube an. Hier, wo seit einer ganzen Reihe von Jahren weder gelüftet noch geheizt war, dünlte Fentje-Anna die Luft noch unerträglich; es legte sich ihr ordentlich beengend auf die Brust. Dennoch sank sie alsbald in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus welchem sie erst erwachte, als die Mägde bereits im Stalle thätig waren.

Frau Hillewine war noch nicht aufgestanden. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen, wie sie sagte, in Folge der Aufregung, welche ihr das Erscheinen ihrer Nichte verursachte. Sie schien noch gereizter, noch übler gelaunt als am vorhergehenden Abend, und die junge Bäuerin überlegte, ob sie nicht besser gethan hätte, bei Fremden ein Unterkommen zu suchen.

Aber sie blieb. Die Muhme war von Gicht geplagt und sollte sich von diesem Tage an nicht mehr von ihrem Lager erheben. Heftige Fiebererscheinungen stellten sich ein, nun mußte Fentje-Anna bleiben.

Langsam, mit bleierner Schwere flossen die Herbsttage dahin und Weihnachten näherte sich. Es waren schlimme Tage, welche sie mit der allzeit unzufriedenen, hartherzigen Muhme verlebte. Fentje-Anna, das Befehlen und Herrschen gewohnt, sollte sich nun befehlen lassen und zwar in einer Art und Weise, die sie auf das Tiefste verlegen mußte. Ueberall witterte die Kranke Verschwendung, sogar Diebstahl; jeder Groschen, den sie ausgeben mußte, reizte sie zum Zorn, und Fentje-Anna durfte, mit Rücksicht auf das schmerzhafteste, schwere Leiden der alten Frau, keine Entgegnung machen.

Sie litt aber nicht wenig dadurch, so ruhig sie sich auch äußerlich überall zeigte. Schon nach wenigen Wochen erinnerte noch kaum etwas an das blühende, kräftige junge Weib, und mancher Morgen fand das grobe Linnen ihres Kopfstiffens von Thränen durchnäßt.

Fentje-Anna weinte nicht um ein Glück, das sie verloren, sondern das sie von sich gestofen.

Noch in der letzten Stunde des Abschieds hatte ihr das Wort auf der Zunge geschwebt: „Laß mich bleiben, ich kann nicht von Dir gehen.“ Sie hatte es nicht gesprochen, obgleich sie wußte, daß er sie geliebt. Ja, er liebte sie eines Tages, daran ließ sich nicht rütteln noch rühren. Aus Liebe hatte er um sie geworden und nicht aus Eigennuth. Und sie?

Das heiße Blut stieg ihr in die Wangen, wenn sie nur daran dachte, wie sie ihn verkannt und verleht. Wenn sie doch hätte gut machen können! Dazu aber war's nun zu spät. Ja, wenn sie noch die reiche Erbin gewesen wäre! Dann hätte sie ihn um Vergebung bitten können.

Weihnachten kam. Fentje-Anna war in der Kirche gewesen und die Predigt, welche der Pastor gehalten, war ihr tief in's Herz gedrungen. Sie hatte bitterlich weinen müssen, weinen über ihre eigene Herzenshärte. Ah, sie wollte gewiß vergeben und vergessen, ihre Feinde lieben, aber sie konnte nimmer Vergebung finden.

Wenn doch Wilhelm gekommen wäre!

Einmal durchzuckte sie dieser Gedanke, aber sie durfte ihn nicht verfolgen. Er hatte die lange Zeit nicht ein Wort von sich hören lassen. Dennoch konnte sie sich nicht von einer solchen Betrachtung losreißen.

Frau Hillewine lag winnend in ihrem Bett. Den Mägden hatte sie ihr Weihnachtsgeschenk in baarem Gelde gegeben; sie wußten selbst am besten, was sie nöthig hatten; an Fentje-Anna hatte sie nicht einmal gedacht.

„Ich will schlafen,“ sagte die Muhme, nachdem sie ihrer Nichte noch auseinandergesetzt, daß das Rauchfleisch viel zu lange im Rauch geblieben habe und jetzt eigentlich gar nicht zu genießen sei. „Denk' an mich! Alles, was Du Dein Lebtag verthan und verkommen lassen hast, das mußt noch einmal büßen. Morgen will ich selbst aufstehen und Anschau halten.“

„Gute Nacht!“ sagte Fentje-Anna nur und nicht einmal in unfreudlichem Tone.

Sie hatte sich auch gleich zu Bett legen wollen, aber es war noch so früh, und ihre Gedanken ließen sie doch nicht schlafen. Ein solches Weihnachtsgeschenk hatte sie noch nicht verleht. Auf Schreiber's Plaaz war viel auf Weib-

nachten gehalten worden, und Jeder freute sich über den Christbaum, der alljährlich nach besten Kräften aufgeputzt wurde und dessen Lichter manches glückstrahlende Gesicht armer Kinder beleuchtet, das sonst wohl trübe und ernst in dieser Stunde in die Welt geblüht hätte.

Fentje-Anna hüllte sich in ein wollenes Tuch, denn sie froh. Draußen lag hoher Schnee, der unter jedem Schritt knisterte, und an dem wolkenlosen blauen Himmel leuchteten die Sterne in nie gesehener Pracht, wie sie nur in scharfen, frosthellen Winternächten leuchten. Die Welt lag todtentstilt und auch im Hause herrschte tiefe Ruhe. So ströte nichts ihre Gedanken, um sie in die Gegenwart zurückzuführen.

Wie Wilhelm wohl den Abend verbrachte?

Sie wußte sich die Frage nicht zu beantworten, in keiner Weise. Brannten heute die Weihnachtskerzen auf Schreiber's Plaaz wie alle Jahre, oder war auch dort das schöne Fest still und ruhig vorübergegangen? Die Gewißheit, daß Letzteres der Fall gewesen, würde sie in diesen düsteren Stunden beglückt haben.

Spät legte sie sich zur Ruhe nieder, aber sie hatte noch nicht lange geschlafen, als sie bereits wieder geweckt wurde. Frau Hillewine's Zustand hatte sich schon seit einigen Tagen wesentlich verschlimmert. In dieser Nacht aber war sie unbemerkt aufgestanden, vielleicht im Fieber, und hatte eine Wanderung durch die Wirtschaftsräume unternommen. Sie war nur nothdürftig bekleidet vor dem Bette der Mägde erschienen und hatte sie aufstehen heißen. Die erschrockenen Mädchen leisteten der Aufforderung Folge, erkannten aber auch alsbald, daß die Bäuerin ihrer Sinne nicht Herr sei. Dennoch wagten sie nicht, sich zu widersetzen, sondern weckten Fentje-Anna, deren Energie es gelang, die Muhme in's Bett zurück zu bringen. Noch in der Nacht wurde zum Doctor geschickt, doch verhehlte dieser der jungen Bäuerin nicht, daß das Leben der Muhme in höchster Gefahr sei.

Gegen Mittag öffnete Frau Hillewine ihre Augen. Sie sah ihre Nichte mit verstörtem Ausdruck an.

„Fentje-Anna, schide zum Notar Bender — mein Testament — es muß anders werden. Aber gleich!“

Fentje-Anna wagte keinen Widerspruch. Sie eilte, dem Knecht den Auftrag zu geben. Dieser war auf der Diele beim Heuabwerfen. Er war sogleich bereit, und während er sich ein anderes Wamms anzog, führte die junge Bäuerin ein Pferd aus dem Stalle. Gerade in dem Augenblick, als sie damit in's Freie trat, jagte ein anderes Pferd die Straße entlang, direkt auf den Eingang des Hauses zu.

„Herr du mein Heiland! Dirl!“ rief Fentje-Anna aus.

„Ist was Schlimmes geschehen?“

„O, Frau, Schlimmes gerad' nicht, aber seit Ihr fort seid, gib's auch nicht viel Gutes mehr.“

Damit war der Knecht vom Pferde gesprungen.

„Wie meinst das?“ fragte Fentje-Anna beklommen.

„Ja, was weiß ich's? Sagen kann ich es gerade nicht, aber Ihr seht allerorten. Man soll' denken, Ihr hättet den Segen mit fortgenommen.“

„D!“ sagte die Bäuerin abwehrend. „Warum bist kommen, Dirl?“

Der Knecht nahm seine Mütze vom Kopfe und zog einen Brief daraus hervor. Er las ihn still vor sich hin, während er Fentje-Anna das Schreiben hinreichte und sagte:

„Ich denk', unserm Bauer wird die Zeit lang. Er weiß ja nicht einmal, daß er eine junge Frau hat, und — und — nehmt's nicht für ungut, Frau, aber mich dünkt, Ihr wäret bei Eurem Mann auch nothwendiger als hier.“

Die junge Bäuerin wagte den Knecht nicht anzusehen. Zitternd und mit klopfendem Herzen nahm sie den Brief entgegen. Was brachte er ihr?

Indem kam der Grobknecht der Muhme und nahm Fentje-Anna den Fingel aus der Hand.

„In anderthalb Stunden bin ich wieder hier, Frau,“ sagte er noch im Davonreiten.

„Führ' das Pferd in den Stall, Dirl,“ sagte Fentje-Anna, den Hals des Thieres klopfend. „Dann komm' mit in die Küche, damit Du einen Krug Warmbier kriegst. Hier sieh's nicht gut aus, Hillewine-Möde liegt im Sterben.“

Sie schritt dem Knecht voran und gab in der Küche Befehl, Dirl zu versorgen. Dann kehrte sie zu der Muhme zurück, obgleich es sie drängte, den Brief zu lesen. Er war von Wilhelm — was hatte er ihr zu schreiben?

Die Kranke lag regungslos, mit geschlossenen Augen. Die Bäuerin beugte sich sogar zu ihr nieder, denn ihr war's, als könne kein Athemzug mehr in ihr sein. Aber sie lebte noch; der Athem kam röchelnd tief aus der Brust.

Fentje-Anna dachte daran, den Brief später zu lesen, aber die qualvolle Ungebuld des Herzens ließ sich nicht meistern, selbst nicht angesichts des Todes.

Mit zitternder Hand erbrach sie das Schreiben. Das war nicht Wilhelm's Schrift, die sie sah, nur die Aufschrift war von ihm gemacht. Klare, deutliche Buchstaben leuchteten ihr entgegen, der eine so groß wie der andere.

Die Bäuerin las. Im ersten Augenblick war's ihr gewesen, als hätten sich die Buchstaben im Kreise gedreht, aber gar bald hatte sie sich gefaßt.

Fentje-Anna war von Sekunde zu Sekunde bleicher geworden. Nun sank ihr Arm an dem Körper nieder; ein Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Was hast, Fentje?“ fragte plötzlich die Stimme der Muhme, welche sich aufgerichtet hatte. „Woher ist das Schreiben?“

„Von — ihm, vom Amte.“

„Von Wilhelm?“

„Heut' in vier Wochen ist Termin.“

Nun war's heraus; ihre Stimme hatte einen blechern Klang.

„Hast's ja nicht anders gewollt. Was willst hernach anfangen?“

„Was weiß ich's? Der liebe Herrgott wird weiter helfen.“

„So?“ fragte die Alte herb, ganz so wie in gesunden Tagen. „Meinst Du, der hätte nicht mehr zu thun, als sich um Leute von Deiner Sorte zu kümmern? Das stirbt und verdirbt, aber beugt sich nicht.“

Fentje-Anna wollte noch sagen, daß sie tief genug gebeugt sei, aber in demselben Augenblick sah sie die Kranke die Augen im Kopfe verdrehen, und ehe sie noch hinzuspringen konnte, war dieselbe schon zurückgesunken und hatte ihren letzten Athemzug gethan. Frau Hillewine war todt, und als der Notar kam, konnte er nur mit einem bedauerlichen Seitenblick auf die junge Verwandte der Verstorbenen sagen, daß ein Testament bereits gemacht sei.

Nachdem ein paar Stunden vergangen und die ersten nothwendigen Anordnungen getroffen waren, kam Dirl, um sich von der Bäuerin zu verabschieden.

„So,“ meinte er, „nun habt Ihr ja Eure Pflicht gethan, und in ein paar Tagen könnt Ihr heimkehren. Soll ich noch etwas bestellen?“

„Nichts, das ich wüßte,“ entgegnete die Bäuerin, aber eine jähe Glut stieg in ihre Wangen. „Du weißt ja, wie's hier aussieht.“

Fentje-Anna hatte für die nächsten Tage alle Hände voll zu thun, um Alles für die Begräbnißfeier herzurichten. Im Hause war freilich übergenug vorhanden, aber es ließ sich nichts finden, und die junge Bäuerin mußte sich auf die Aussage der Mägde, noch mehr aber auf fremde Leute verlassen. Außerdem aber hatte die Verstorbene mit der ganzen Welt auf dem Kriegsfuße gelebt, und in der Nachbarschaft fand sich auf meilenweit in der Runde Niemand, der Theil an dem Tode der alten, hartherzigen Frau nahm.

Fentje-Anna hatte gar sehr des Beistandes bedurft, und mehr als einmal dachte sie daran, ob nicht Wilhelm zu ihrer Hülfe kommen werde; im nächsten Moment belächelte sie den Gedanken voll Bitterkeit. In vier Wochen würden sie geschieden sein und dann an einander vorübergehen, als ein paar Fremde.

Wie der Gedanke schmerzte! Sie glaubte ihn nicht ertragen zu können, und doch, so nahe lag die Besiegelung des Schicksals.

Aber dennoch zwang sie sich zu ruhigerem Nachdenken. Sie hatte die Scheidung verlangt, aber wenn er sie wirklich geliebt, vielleicht würde er doch noch abgewartet haben. Es sollte nicht anders sein.

Die Begräbnißfeierlichkeiten nahmen sie so in Anspruch, daß sie kaum Zeit fand, über ihre eigene Zukunft nachzudenken. Gäste kamen freilich nur wenige, sie hatten fast Alle absagen lassen, aber die Vorbereitungen dazu mußten doch mit demselben Eifer betrieben werden. Der Pastor würde kommen, der Schulmeister, die Läter und die Armen; die Gäste konnten also nicht in Betracht gezogen werden.

Es war Mittags um zwölf Uhr. Die Leiche stand inmitten der Stube aufgebahrt und ringsum an den Wänden die gedeckten Tische zum Leichenschmaus. Fentje-Anna hatte Alles auf's Beste angeordnet. Der Tisch war mit einem gelblichen Damasttuche bedeckt und die silbernen Schalen für den Brantwein und das Bier glänzten ordentlich. Es fehlte auch wahrlich nicht an allen Dingen, die Küche und Keller hatten hergeben müssen, und die Bäuerin hätte um der Verstorbenen willen gewünscht, daß sich eine Reihe von Gästen an den gedeckten Tischen niedergelassen.

Sie war an den Sarg getreten und blickte in das stille Gesicht der todtten Muhme. Es erschien ihr nicht mehr so böse und hart wie bei Lebzeiten, und sie wünschte, daß sich der Mund, der ihr so manches harte Wort gesagt, noch einmal wieder öffnen möge.

„Das stirbt und verdirbt, aber beugt sich nicht!“

Es waren die letzten Worte der Todten und sie hatten an das Gewissen der jungen Bäuerin geklopft. Die Verstorbene war im Recht gewesen; Fentje-Anna fühlte, daß sie den Vorwurf verdient. Ob jetzt noch?

Und indem sie so dachte, war sie unwillkürlich auf die Kniee am Sarge niedergesunken und brach in ein leises Weinen aus, während sie die Hände gefaltet hatte. Da wurde die Stubenthür geöffnet.

Fentje-Anna erhob den Blick. Sie wurde so blaß und zitterte, daß sie sich kaum auf ihre Füße stellen konnte.

Auf der Schwelle stand Wilhelm.

Im ersten Moment wollte sie ihm entgegenzueilen, ihm danken, daß er sie in dieser Stunde nicht allein gelassen. Aber sie regte sich nicht. Ernst und ruhig stand er ihr gegenüber, beinahe so fremd, als ob sie nie zu einander gehört hätten, und sie mußte an den Termin denken.

Nur mit Mühe hatte sie sich gefaßt.

„Ich dachte, Du könntest heute Nachmittag einen Beistand nöthig haben, und darum bin ich gekommen. Ist es Dir recht?“

„Ja,“ entgegnete sie nur leise.

Sie standen zusammen an dem Sarge. Er fragte, wie es mit der Muhme so schnell gekommen sei, und noch manches Andere; dabei fand sie am ehesten ihre Fassung wieder und sie konnte seine Fragen beantworten. Dann kamen ein paar Gäste, der Pastor und der Schulmeister.

Letzterer hatte auch noch ein paar halbwüchsige Jungen mitgebracht, die durch den Schnee gewatet waren, weniger weil sie ein Lied singen, als weil sie eine gute Mahlzeit halten wollten.

Der Wagen hielt schon vor der Thüre. Der Pastor sprach eine kurze Rede und der Sarg wurde geschlossen. Dann setzte man sich zum Essen und Trinken nieder. Die herrschende Kälte mochte eine gute Mahlzeit und noch mehr ein Glas Warmbier oder Brantwein mit Rosinen besonders wünschenswerth erscheinen lassen, und alsbald herrschte eine Stimmung, die nichts mit der Trauer um eine Verstorbene gemein hatte. Nur Wilhelm und Fentje-Anna saßen am untersten Ende des Tisches und redeten kein Wort.

Die Pferde vor dem Leiterwagen, welcher bestimmt war, den Sarg nach dem Kirchhofe des nächsten Dorfes zu bringen, wollten indessen nicht mehr halten, und so kam man schneller zum Aufbruch, als vielleicht beabsichtigt war. Um drei Uhr ordnete sich der Zug, und der Wagen mit seiner traurigen Last bewegte sich über den hartgefrorenen Boden dahin.

Fentje-Anna ging, wie gebräuchlich, in ein großes weißes Lafen gehüllt, neben Wilhelm. Das Gehen wurde ihr schwer; sie fühlte sich unendlich ermüdet, und düstere Gedanken quälten sie unablässig. Nicht der Schmerz um die Töbte. Einen solchen fühlte sie nicht. Die Waise war eine alte Frau, die Niemanden zurückließ, auch nicht einmal eine Lücke. Wie hätte sie den Tod derselben beklagen können?

Es dämmerte schon, als Wilhelm und seine Frau allein den Heimweg antraten, nachdem sie sich von den Uebrigen getrennt. Der Schnee knirschte unter den Füßen und ein scharfer Ostwind fuhr über die Ebene. Der Himmel war klar mit glänzenden Sternen übersät.

Die beiden Menschen schritten rasch ihres Weges dahin, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hatten einander nichts zu sagen, es war Alles fest und abgemacht und weder das Eine noch Andere wollte an dem Entschluß rütteln, der freiwillig gefaßt war.

Fentje-Anna schritt vorwärts, aber ihr war's, als müßten die Kräfte jeden Augenblick ihren Dienst versagen. Sie wollte sich nicht schwach zeigen und doch war sie es so sehr, daß sie nach Ablauf einer Stunde kaum noch weiter konnte. Aber sie sah das Licht von der Domäne herüberschimmern und das belebte noch einmal ihre Kraft.

„Du kannst nicht mehr,“ sagte Wilhelm endlich. „Komm, ich will dich stützen. Du siehst überhaupt nicht gut aus und das Leben bei Hillewine hat dir nicht wohl gethan.“

Sie entgegnete nichts, aber sie nahm seinen Arm und berührte ihn zitternd.

Sie gingen weiter bis an das Haus. Vor der Thüre blieb Wilhelm stehen.

„Willst nicht hereinkommen?“ fragte sie verwundert.

„Nein, ich dank. Ich hab' mir in Emden im Herrenlogement ein Nachtquartier bestellt. Aber morgen komme ich noch einmal herüber. Das Ding mit der Scheidung macht sich nicht so leicht, wie wir uns gedacht haben, und — und — so lange hab' ich doch für dich zu sorgen. Hier kannst aber nicht bleiben, denn morgen kommt der neue Besitzer. Du weißt doch, daß Hillewine-Wäde ihren Reichthum einem ganz Fernstehenden aus ihrer Freundschaft vermacht hat?“

„Die Leute sagen's,“ entgegnete sie leise. „Du solltest aber doch mit hereinkommen, dann brauchst morgen nicht noch einmal herüber, und mir ist besser, ich erfahre gleich heute, was werden muß.“

„Bist nicht zu müd?“

„O, nicht so sehr.“

Er trat ein. Sie gingen zusammen in die Küche, wo ein helles Feuer auf dem Herd flackerte. Die Magd hatte den Tisch gedeckt.

„Da setz' dich,“ sagte Fentje-Anna, ihm den Lehnstuhl dicht an's Feuer ziehend.

„Hast dir eigentlich schon überlegt, wohin du jetzt gehen willst?“ fragte Wilhelm, nachdem auch sie hinter dem Tisch Platz genommen.

„Nein, ich habe nicht gedacht, daß es so eilig sein würde, von hier fortzugehen.“

Sie hatte ihrer Stimme einen festen Klang geben wollen, aber sie zitterte doch.

„Du könntest einstweilen zu Imke Mayer gehen, habe ich mir gedacht. Daß sie eine entfernte Verwandte von mir ist, daran darfst dich nicht stoßen, denn sie weiß von mir so gut wie gar nichts; ich hab' sie einmal im Leben gesehen. Und dann noch Eins: die Thorheit hat nun ein End'. Ich hab' mir genau ausgerechnet, wie viel mir von Deinem Erbtheil zufällt, und ich denk' du sollst mich kennen, daß ich nicht mehr nehm', als das, was mein ist. Das Ding läßt sich regeln. Schreiber's Plaaß wird freilich nicht so reich bleiben, wenn ich mein Gehöst am Außenbeich wieder in Ordnung bringe, aber zu leben wirst haben und ich auch. Mit dem Frühjahr werden die Bau- und Zimmerleute kommen und bis zum Herbst werd' ich meinen Einzug halten können. Ein bißchen Hypothekenlast wirst freilich haben, aber — was schadet's. Entweder freist hernach einen Mann, der ein bißchen Geld hat, oder du kennst mich gut genug, daß ich dir allzeit mit Rath und That beistehen werde, sobald du's von mir verlangst. Ich mein' überhaupt, Fentje-Anna,“ seine Stimme, die bis jetzt hart und fest geklungen, nahm plötzlich einen weicheren Ton an,

„wir könnten wenigstens Freund' bleiben. Der Vater hat sich geirrt, wenn er geglaubt, daß wir für einander passen und miteinander auskommen sollten, aber wir brauchen uns darum nicht als Feind' gegenüberstehen. Da, nun schlag' ein!“

Er hielt ihr seine breite, harte Hand entgegen, in der Erwartung, daß sie jetzt einschlagen werde. Aber sie sah da, wie zu Eis erstarrt, jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesichte gewichen. Der Schlag war zu schwer. Nun erst fühlte sie, daß selbst in den bittersten Stunden der letzten Zeit der Glaube an seine Liebe sie aufrecht gehalten, daß sie sich an eine unbestimmte Hoffnung geklammert, die jetzt erbarmungslos zerstört wurde. Wenn er nur einen Funken der Liebe, die in ihrem Herzen für ihn glühte, gehabt hätte, er würde nicht so gesprochen haben.

Als er aber sah, daß sie sich von ihm abwandte, da wollte es zornig in ihm auf. So wollte sie nicht einmal seine Freundschaft! Was hatte er gethan, ihr eine solche Abneigung einzuflohen?

„Du willst nicht? Dein Herz ist gefühlloser, als ich geglaubt,“ grollte er. „Nun, meinethwegen, geh' Deinen Weg. Ich denke, du wirst noch einmal diese Stunde, wie so manche andere in Deinem Leben, bitter bereuen. Gute Nacht!“

Schon war er an der Thüre, schon hatte er seine Hand auf die Klinke gelegt.

„Wilhelm!“ schrie sie auf. „Geh' nicht im Groll von mir! Ich will's ja versuchen, ich mein' nur, es wäre schwer —“ Schluchzen erstikte ihre Stimme.

Wilhelm stand still, zögernd, erstaunt. Was war das? Diese Stimme!

Er trat wieder an Fentje-Anna heran, er sah fragend in ihr Gesicht. Sie kam ihm so ganz anders vor, sonst hätte er wohl nicht noch weiter mit ihr geredet.

„Du thust mir in der Seele leid, Fentje-Anna. Ich gehe nicht im Groll von dir. Aber versuchen brauchst's nicht, mir Freundschaft zu zeigen, wenn du keine für mich hast. Komm', mein' nicht! Ich kann's nicht haben, daß du mich so anschaust. Wie hast nur allzeit so schlecht von mir denken können, bieweil ich nichts als Sorge für dich gehabt habe, so lang' ich denken kann. Wenn's dir so schwer wird, mir ein freundlich Wort zu gönnen, nun, so laß's doch sein.“

Er hatte ihre Hände ergriffen und zog sie von dem verweinten, blassen Gesicht fort. Sie suchte zusammen unter der Berührung, bei seinen Worten, die so treu, so wahr und aufrichtig klangen.

„Wilhelm, ich mein' nicht das,“ stammelte sie. „Ich, ich — o mein Gott, wie soll ich's nur sagen? Ich kann doch nicht Freund mit dir sein und dich lieb haben.“

Die starke, kräftige Mannesgestalt, die niemals im Sturm des Lebens gezittert, die unerschütterte stand, als sich alles Glück, was er von der Welt erhofft, von ihm abwandte, durchschüttelte es wie Fieberfrost. Er sah auf das junge Weib, das er so heiß geliebt, das er noch liebte und das er in dem Moment gewinnen sollte, wo er es für immer zu verlieren geglaubt.

„Fentje-Anna, ist es wahr, du hast mich lieb?“ fragte er ernst. „Es war hart, dir zu entsagen, aber härter würde es sein, wenn du mir jetzt aus Mitleid, oder was weiß ich aus welchem Grunde, Hoffnung machtest, die sich nicht erfüllen würde.“

„Wilhelm, ich weiß nicht, ob du mich noch wieder lieb haben kannst,“ entgegnete sie schluchzend. „Aber ich bitte dich, versuche es mit mir. Ich kann mich beugen, ich will es allzeit thun, aber laß mich nur nicht verderben.“

Am folgenden Tage kehrte Fentje-Anna mit ihrem Gatten nach Schreiber's Plaaß zurück, um damit alle Gerüchte zu zerstreuen, die in letzter Zeit in Umlauf gekommen waren. Man sah's ja, wie lieb sie den Wilhelm hatte, denn ihm war's doch gelungen, ihren Sinn zu bändigen.

Professor Louis Pasteur.

(Fortsetz. S. 109.)

Unter den vielgenannten Namen der Jetztzeit nimmt jener Pasteur's eine der ersten Stellen ein; denn Hygiene, Seuchenvertilgung, Pilzforschung sind zeitgemäße Thematia, und die Tagesblätter verkünden es nicht, alles Einschlägige zu berichten, unbekümmert darum, ob sie den Forschern und dem Publikum einen Dienst damit leisten, daß sie so oft auch unferlige Forschungsergebnisse als neueste Wahrheiten ausposaunen.

Ueber den französischen Forscher Pasteur hat das Publikum auf diese Weise eigentlich auch nur das wissenschaftlich minderwerthige Altenmaterial zugestellt bekommen, während es seine Verdienste als Chemiker und Forscher auf dem Gebiete des Kleinreichs kaum kennt. Pasteur ist von Haus aus nicht Arzt, sondern Chemiker und hatte als solcher sich besonders dem Studium der Gährungserscheinungen zuwenden, deren Wesen er aufdeckte und damit nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der gewerblichen Praxis einen großen Dienst leistete. Ihm verdanken wir die erste verständliche Gährungshypothese und zwar stellte er sie zuerst für die weingestige Gährung auf; darnach ist diese die Folge einer Lebensfähigkeit niederer Organismen, welche Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegen. War die Ursache der Gährung in kleinsten Lebewesen zu suchen, so lag es nahe, durch Erhitzen der gährenden Massen die Lebensfähigkeit der Gährungsveranlasser zu beschränken. Auf diese Weise entdeckte er, daß durch Erhitzen gährenden Weines die Gährung gehemmt und süßer Wein erhalten werden konnte, so daß das Verfahren der Tokayer Weinbauern in Ungarn, die den Traubensaft durch Erhitzen vor Weitergährung

schützen, fortan des Geheimnißvollen entkleidet war und jetzt auch in Frankreich unter dem Namen „Pasteurisation des Weines“ geübt wird.

Die physiologische Chemie bereicherte Pasteur weiterhin durch die Entdeckung des Ferments, welches Traubenzucker in Milchsäure überführt, sowie des Ferments der Butteräuregährung, der Essigbildung und endlich der ammoniakalischen Gährung des Harns und so weiter. Nach alledem konnte Pasteur mit Recht behaupten: „Keine Gährung ohne Mikroorganismen.“ Den deutlichen Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes lieferte er unter Anderem dadurch, daß er in einem geschlossenen Gefäße Thierblut vierzehn Jahre lang konservirte.

Der Erforschung des Kleinreichs widmete er großen Eifer, verfaß es mit wichtigen Markzeichen, besonders indem er die verschiedenen Lebensbedingungen verschiedener Pilzformen entdeckte. So fand er die interessante Thatsache, daß gewisse Spaltpilze zu ihrer Vermehrung unbedingt Sauerstoff nöthig haben, er nannte sie Aerobies, und andere, die ohne Sauerstoff sich vermehren können, Anaerobiespilze.

Durch diese Erfolge ermuntert, meinte Pasteur auch die verschiedenen Krankheitsvorgänge als Gährungsprozesse auffassen zu dürfen, zumal die Existenz von Mikroorganismen in den Körpern der Thiere, die an gewissen Krankheiten, wie Hühnercholera und Milzbrand, erkrankt waren, schon länger bekannt war. Pasteur machte nun Kulturen (Züchtungen) von Mikroorganismen der Cholera und des Milzbrandes, indem er die Keime aus dem Blute der kranken Thiere nahm, in geeignete Flüssigkeiten und aus diesen wieder in andere brachte, und dieselben mit Erzeugung neuer Generationen abschwächte. Dann machte er Einimpfungen und fand, daß je verdünnter die Kultur war, desto weniger heftig die erzeugte Krankheit wurde, bis sie endlich ungefährlich verlief. Machte er nun Einimpfungen mit dem unabgeschwächten Gifte, so blieben die vorher geimpften Thiere angeblich gesund. So unwahrscheinlich diese Keuigkeit auch erscheinen mochte, da keine logische Begründung ihr mit auf den Weg gegeben werden konnte, beizien sich doch Tausende von Thierzüchtern, von diesem neuen Mittel Gebrauch zu machen. Im Jahre 1882 wurden in Frankreich 400,000 Schafe, 40,000 Rinder und 35,000 Pferde inokulirt; aber wenn die Besitzer glaubten, daß ihnen daraus ein Vortheil erwachsen sei, so wurden viele von ihnen bitter enttäuscht. Es starben sehr viele von den Thieren, der Thierarzt Weber in Paris meldete der Akademie zahlreiche, durch Impfung herbeigeführte Todesfälle, und die Commission vétérinaire zu Turin hatte bei zwei Versuchen auf drei Schafe immer zwei Verluste und beim dritten ging von drei Schafen noch eins verloren. Da trat der erste Gegner in Gestalt von Professor Robert Koch (der Entdecker des Tuberkel- und Kommabacillus) gegen Pasteur auf, und zwar wandte er auf unparteiischem Boden gewachsenes Material, nämlich das Ergebnis der Impfsversuche in Ungarn, die unter Zustimmung der Regierung von Pasteur'schen Delegirten vorgenommen waren. Koch sagt in seiner Schrift „Milzbrandimpfung“ hierüber Folgendes: „In Kapuvár wurde mit von Pasteur bereiteter Vaccine an Schafen experimentirt. Da ergab sich, daß wenn das Milzbrandgift stark abgeschwächt war, der Verlust der Thiere = 0, die Schutzkraft aber für spätere Erkrankungen sehr gering war. Bei Einimpfung minder abgeschwächten Giftes war ein Verlust von zehn bis fünfzehn Prozent der geimpften Thiere nicht zu vermeiden. Ueberdies wurden die Schafe, welche nicht erlagen, so geschwächt, daß sie bei der geringsten Ersältung umfielen, daher die Pasteur'sche Impfung vorläufig als praktisch verwerthbar nicht gelten kann, um so weniger, als sie nur für Schafe und Rinder anwendbar ist.“ Nicht zur Förderung seines Ruhmes ließ sich Pasteur noch zu ähnlichen Experimenten in Bezug auf Tuberkulose- und Tollwuthimpfung verleiten und beharrt noch auf der letzteren, obgleich er in der Académie de médecine eine schwere Niederlage erlitt, und die namhaftesten Bakteriologen jetzt ein „Halt!“ gegen über den vagen Schlussfolgerungen rufen, zumal da Professor Wigan auf Grund seiner Beobachtungen mit der Behauptung hervorgetreten ist, daß überhaupt Bacillen und sonstige kleinste Organismen die eigentlichen Träger des organischen Lebens sind, jedem größeren gesunden Organismus innewohnen und erst durch krankhafte Prozesse in gefährliche Formen umgewandelt werden.

Städtlicher war Pasteur wieder auf einem anderen Gebiete. Schon in den fünfziger Jahren trat in Italien die Seidenraupenkrankheit auf, Pebrine oder Gattine genannt, die zum Beispiel in der Provinz Venetien allein den Coconsertrag von 200 Millionen Lire auf 6 Millionen herabminderte, dann griff die Seuche auf Südfrankreich über und bewirkte einen Rückgang der Coconproduktion von 18 Millionen Kilogramm im Jahre 1866 auf 2 Millionen im Jahre 1881. Diese Krankheit zeichnet sich durch einen Pilz aus (Nosema bombycis), der nicht nur in den Raupen schmarozt und diese krank und ihr Seidenorgan zum Coconspinnen untauglich macht, sondern auch in den Puppen, Schmetterlingen und auf den Eiern zu finden ist. Pasteur gebührt das Verdienst, die Zellengrains gefunden zu haben. Bei derselben werden die Seidenschmetterlinge paarweise abgeschlossen und dann deren Eier auf die Anwesenheit des Bacteriums mikroskopisch untersucht. Findet man es in letzterem, so verbrennt man sie und verhindert auf diese Weise die Weiterverbreitung der Seuche. Wenn auch damit noch nicht die Grundursache der Krankheit entdekt ist, die wahrscheinlich in Kulturfehlern der Maulbeerbäume zu suchen ist, so ist doch durch dieses Verfahren erreicht, daß die Gattine bedeutend im Rückgange und die Coconproduktion im Steigen begriffen ist.

Aus Dankbarkeit setzte die französische Regierung Pasteur 1874 eine lebenslängliche Pension von 12,000 Franken aus und erhöhte dieselbe 1882 auf 25,000 Franken.

Die letztvergangenen Jahre haben auch Pasteur Gelegenheit gegeben, über die Cholera Untersuchungen anzustellen, doch sind seine Bemühungen bisher nicht von sehr bemerkenswerthem Erfolge begleitet gewesen. Immerhin aber ist Pasteur als der Vater der Ferran'schen Choleraimpfung zu bezeichnen, die jetzt so viel Staub aufwirbelt und wie die mißlungene Milzbrandimpfung wohl bald von demselben verhält sein wird.

Dr. v.

Alldeutsche Sprache.

Die ist ein Ehrenweib, die nicht mißhandelt, wenn sie Gelegenheits hat.

Nacke thut sanft, aber gibt bösen Lohn.

## Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

## Fünftes Kapitel.

Der Freiherr Theodor von Felbern, der nun zu seinen Vätern versammelt war, hatte sein großes Vermögen durch seine landwirtschaftlichen Kenntnisse, seinen Fleiß und eine weise Sparsamkeit erworben.

Gesellschaftlichen Verkehr hatte er nie gesucht, er wollte weder von seiner Familie noch von guten Freunden das Geringste wissen; war die Tagesarbeit gethan, so zog er sich in sein Studirzimmer zurück, das außer einer reichhaltigen landwirtschaftlichen Bibliothek fast alle Schätze der alten wie der neuen klassischen Literatur enthielt.

Die Werke der Griechen und Römer las er in ihrer Ursprache; auf allen Gebieten des Wissens war er bewandert, aber er hatte Niemand, mit dem er seine Anschauungen austauschen konnte, und er schien sich auch nicht darnach zu sehnen.

Nur mit seinem Neffen Franz stand er auf einem freundschaftlichen Fuße, so schien es wenigstens; der junge Offizier besuchte ihn dann und wann und empfing auch monatlich eine bestimmte Summe als Gehaltszuschuß von ihm.

Diese Zuneigung nahm auch plötzlich ein Ende, als Franz von Felbern sich mit der Tochter des Juweliers Lenders verlobte; bald nachher mußte der Lieutenant seinen Abschied nehmen, und der reiche Oheim weigerte sich entschieden, die Opfer zu bringen, welche die Gläubiger seines Neffen von ihm erwartet hatten.

Seitdem war der alte Herr noch schweigsamer und mürrischer geworden, die Landwirtschaft schien ihm nun auch verleidet zu sein; er verkaufte seine Güter und erwarb

in der Stadt ein altes, großes Haus, das an einer entlegenen, wenig belebten Straße lag. Von seinem Dienstpersonal hatte er einen alten, ergrauten Knecht mitgenommen, der ihm aber wohl nicht genügen mochte, denn bald nachher engagierte er eine Haushälterin, die es verstand, sich in seiner Gunst und in seinem Vertrauen festzusetzen. Er blieb auch jetzt der alte Sonderling; selten verließ er sein Haus, um einen kurzen Spaziergang zu machen, nur die nächsten Nachbarn, die in seinen großen Garten hineinsahen und ihn dort beobachten konnten, kannten ihn.

Von Seiten seines Bruders war der Versuch einer Annäherung mehrfach, aber immer vergeblich gemacht worden; es war der Haushälterin sowohl wie dem Diener bei Strafe sofortiger Entlassung verboten, einer fremden Person den Eintritt in die Zimmer des Herrn zu gestatten; dieses Verbot machte es ihnen unmöglich, zwischen den Brüdern zu vermitteln, wie der Oberst es von ihnen wünschte.

So war der alte Mann nach einem langen, einsamen



Klosterhof in Gäh (Steiermark). Zeichnung von Rich. Püttner. (S. 119.)

Leben einsam gestorben, und das Testament, das nach seinem Tode gefunden wurde, setzte seinen Neffen Franz zum Universalerben ein.

Diesen letzten Willen aber hatte der Oberst von Felbern nicht anerkennen wollen, und so war denn der gesammte Nachlaß gerichtlich versiegelt worden, und nun drohte seinetwegen sich ein Prozeß zu entspinnen, der den Advokaten eine reiche Ernte versprach.

„Heute Morgen soll der junge Herr Baron kommen,“ sagte Frau Martha Siebel, während sie die Zimmer, die für ihn bestimmt waren, noch einmal mit prüfendem Blick musterte.

Sie war eine ziemlich belebte Frau von etwa vierzig Jahren mit einem runden, gutmüthigen Gesicht und noch immer eine angenehme Erscheinung.

Ein kleiner, von der Last des Alters und wohl auch der Arbeit gebeugter Mann folgte ihr, eine hagere, dürre Gestalt mit schneeweißem Haar und einem wellen, bartlosen Antlitz, das in seinen zahlreichen Furchen die Spuren eines entsagungreichen Lebens trug.

„Sie haben ihn früher nicht gekannt, Frau Martha?“ fragte er mit einer müden Stimme.

„Nein, er war schon nach Amerika ausgewandert, als ich in dieses Haus kam,“ erwiderte sie, während sie die Fenstervorhänge zusammenzog.

„Er war damals ein rechter Sauwind, und wenn er so geblieben ist, dann wird er mit seinem Erbtheil rasch fertig sein.“

„Na, na, Kaspar, mit den Jahren wird man verständiger; der junge Herr ist ja inzwischen verheirathet gewesen, wie der Herr Oberst mir sagte.“

„Gewesen, Frau Martha!“ erwiderte Kaspar mit bedächtigen Kopfschütteln. „Die jungen Wittwer sind mitunter die Schlimmsten. Ich habe einmal einen Wittwer gekannt —“

„Weiß schon!“ unterbrach sie ihn lachend. „Ihr wißt immer so viele Beispiele zu erzählen, daß man Euch um Eure reiche Erfahrung beneiden muß! Lebhafter wird es nun freilich in dem alten Hause werden,“ fuhr sie fort,

indef sie in das angrenzende Zimmer trat, das ebenfalls mit schwerfälligen, altmodischen Möbeln ausgestattet war, „der junge Herr wird hier kleine Feste geben und häufig Besuch empfangen, da fehlt's dann an Arbeit nicht. Ich möchte nur wünschen, daß die Siegel abgenommen würden und daß der Herr Oberst auch einen Antheil bekäme, er kann's gebrauchen.“

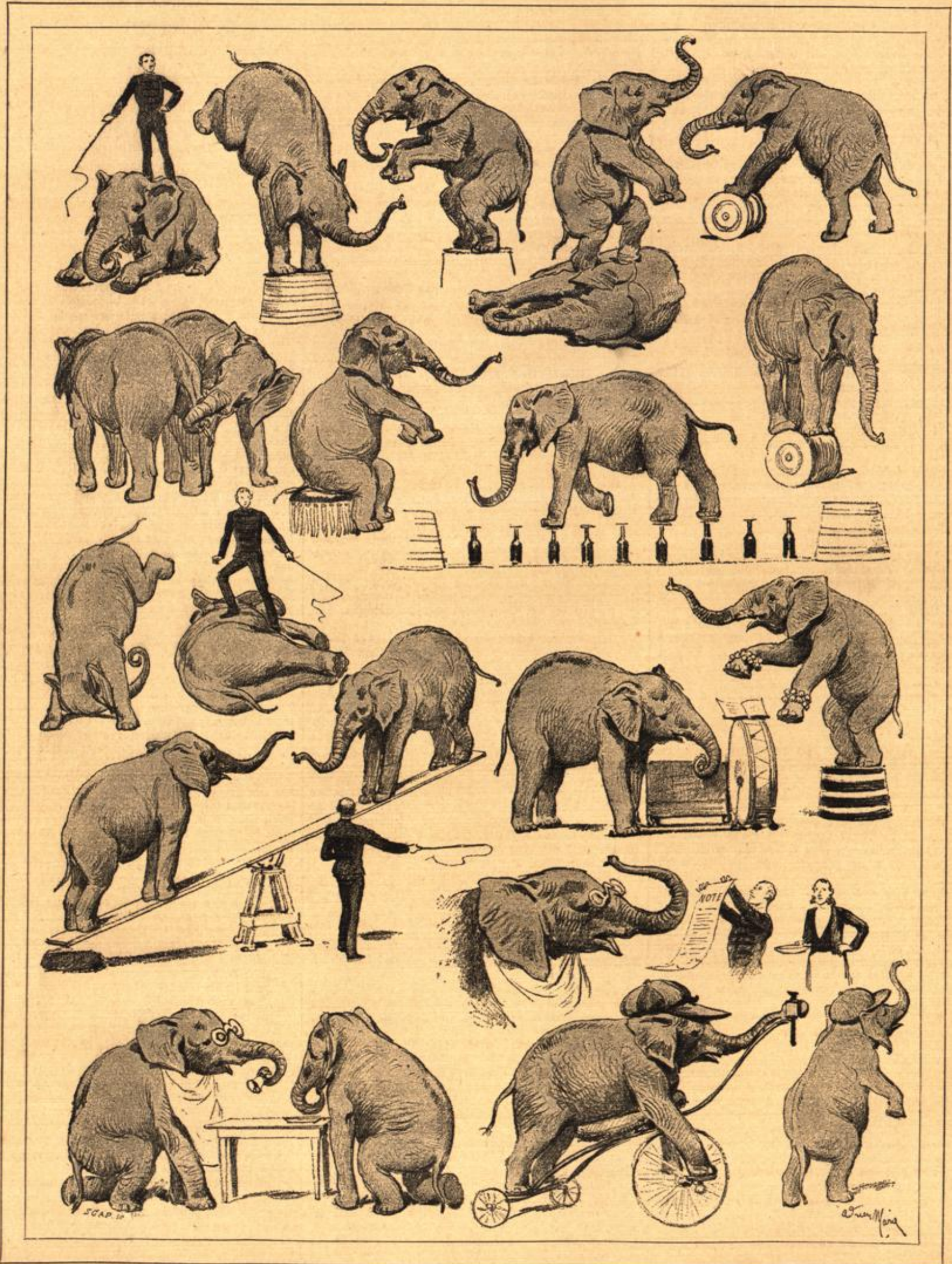
„Unser alter Herr drehte sich im Grabe herum, wenn er das wüßte!“

„Unser alter Herr hätte sich seines Hasses gegen den Bruder schämen sollen!“ eiferte Frau Martha, und ein unwilliger Zug glitt jetzt über ihr gutmüthiges Gesicht, „er war ein guter Mann, Gott hab' ihn selig, aber in diesem Punkte nahm er keine Vernunft an. Was hatten ihm denn die Kinder seines Bruders gethan?“

„Es waren die Kinder der Frau, die ihm untreu geworden ist! Ich hab' das Alles mit durchgemacht; ich weiß, wie er damals gelitten hat, es war sein Unglück, er hat's nie überwinden können. Und darin kann man keinem

# Der Elefant als Künstler.

Zeichnung von Adrien Marie.



Menschen Vorschriften machen, Frau Martha; der Eine vergißt es, der Andere zehrt daran sein ganzes Leben lang.“

„Habt Ihr das auch erfahren?“ fragte sie scherzend.

„Nein, aber ich kannte einen andern Mann, er war mein guter Freund, der sprang in's Wasser, als ihm seine Geliebte untreu wurde. Und dann konnte ich wieder einen Andern, dem dasselbe passierte, er nahm es sich nicht so sehr zu Herzen; ein halbes Jahr später heirathete er ein anderes Mädchen, er lebt heute noch und ist längst Großvater.“

„Wenn man auch nicht vergessen kann, so soll man doch auch nicht hassen, wenigstens nicht so nachhaltig.“ sagte Frau Martha, die jetzt das Schlafzimmer beschäftigte und einige kleine Unordnungen mit emsiger Hand beseitigte.

„Der Herr Oberst hat gar nichts —“

„Schulden hat er,“ unterbrach Kaspar sie, „und sein Sohn, der Herr Lieutenant, führt trotz alledem ein Leben wie unser Herrgott in Frankreich! Das hat unser Herr auch gewußt, und es ärgerte ihn, denn er selbst ist zeit lebens sparsam gewesen —“

„Da lütert's!“

Der alte Mann war bei dem schrillen Klang der Glocke erschreckt zusammengeschrien, hersehend erhob er das Haupt.

„Kann er das schon sein?“ fragte er.

„Wahrscheinlich!“ nickte sie. „Der Herr Oberst will mitkommen; geht und öffnet, Kaspar, ich werde die Herren hier empfangen.“

Der Diener nickte gehorsam und stieg die Treppe hinunter, und als er die Hausthür öffnete, fiel sein erster Blick auf Franz von Feldern, der mit kurzem Gruß rasch an ihm vorbeischießen wollte.

„Willkommen in der Heimat, Herr Baron!“ sagte Kaspar, dessen Blick mit einem forschenden und zugleich zweifelnden Ausdruck auf dem Baron ruhte.

„Kennst Du den alten Kaspar nicht mehr?“ fragte der Oberst mit leisem Vorwurf.

Franz von Feldern blieb stehen, er sah den alten Mann an und bot ihm die Hand.

„Nun natürlich!“ sagte er, einen herablassenden Ton anschlagend. „Ich glaubte Euch nicht mehr unter den Lebenden, Kaspar, Ihr wart damals schon grau. Wie geht's Euch? Nehmt meinen Dank für Euren freundlichen Gruß.“

„Er war aufrichtig gemeint,“ erwiderte Kaspar, der den Baron unverwandt betrachtete und einige Male wie in leisem Zweifel das Haupt schüttelte. „Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Herr Baron, Sie haben sich sehr verändert.“

„Das macht der lange Bart!“

„Ja, das mag sein; es ist ja schon lange her, seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe; wir sind Beide nicht jünger geworden. Darf ich die Herren bitten, sich hinauf zu bemühen? Frau Siebel wartet oben in den Zimmern des Herrn Baron.“

„Es ist eine auffallende, aber dennoch bekannte Erscheinung, daß in den Tropenländern das Gedächtniß schwächer wird,“ sagte Franz, während sie die Treppen hinaufstiegen. „Hat man einige Zeit dort gelebt, so erinnert man sich der vergangenen Ereignisse nur noch schwach; es mag wohl daher kommen, daß man drüben ein Traumleben führt. Ein Tag gleicht dem andern, man kennt keine Sorgen, alle Annehmlichkeiten des Lebens hat man im Ueberfluß —“

„Wenn man reich ist!“ fiel der Oberst ihm in die Rede. „Ich glaube, ein armer Teufel muß drüben noch schlimmer arbeiten als hier.“

„So schlimm, wie man's macht, ist es nicht, lieber Onkel! Das heiße Klima ist der Arbeiter gewohnt und seine Bedürfnisse sind sehr gering. Was er zum Leben bedarf, bietet die Natur ihm in Hülle und Fülle; der unverbesserlichste Faulenzer kann drüben nicht verhungern.“

„Das muß ja ein gesegnetes Land sein!“ sagte der Oberst.

„Drum auch wird es mir schwer fallen, mich hier wieder so ganz wohl zu fühlen, und drum auch sind mir die früheren Bekannten so gleichgültig geworden. Wenn sie mich an frühere Ereignisse erinnern, so wird es mir scheinen, als ob ich das Alles einmal geträumt habe, und es hat auch wirklich kein Interesse mehr für mich.“

„Nun, das läßt sich ja begreifen; indessen glaube ich, daß das Interesse wieder erwachen wird, wenn Du einige Zeit hier gelebt hast.“

Kaspar öffnete jetzt eine Thür; Frau Martha trat den Herren entgegen, um sie mit einer tiefen Verbeugung zu empfangen.

Der Oberst stellte sie seinem Neffen vor; Franz von Feldern reichte auch ihr die Hand, ihr freundliches, gutmüthiges Gesicht schien ihm Vertrauen einzuschließen.

„Sie müssen mir viel von meinem verstorbenen Onkel erzählen,“ sagte er, während er sich mit prüfendem Blick umschaute. „Daß er mir keinen Groll mehr nachgetragen hat, beweist sein letzter Wille, aber wissen möchte ich doch, wie er in den letzten Jahren über mich dachte.“

„Freundlich dachte er von keinem Menschen,“ erwiderte der Oberst, an seinem langen Schnurrbart drehend, „er würde uns Alle enterbt haben, wenn er nur eine Seele gehabt hätte, an der sein Herz hing. Das war's auch, was allmählich seinen Verstand zerrüttete, mit Gott und der Welt zerfallen, wollte er von keinem Menschen mehr etwas wissen.“

Frau Martha wechselte mit dem Diener verstohlen einen

bedeutungsvollen Blick, der gegen dieses Urtheil protestiren zu wollen schien, dann öffnete sie die Thür des Nebenzimmers.

„Ich habe in der Eile die Gemächer in Ordnung gebracht, so gut es ging, Herr Baron,“ sagte sie, „es sind die alten Möbel, die der selige Herr von seinem Gute mitgebracht hat —“

„Ich danke Ihnen, so, wie es ist, genügt es mir,“ fiel Franz ihr freundlich in die Rede, „ich weiß noch nicht, wie lange ich hier bleiben werde, möglich ist es immerhin, daß ich nun mein Leben in Deutschland beschließe. Das hängt von Verhältnissen ab, von denen ich heute noch nicht weiß, wie sie sich gestalten werden, also lassen wir's einstweilen beim Alten!“

Er sah sich in den Zimmern um und äußerte noch einmal seine Zufriedenheit, dann trat er an's Fenster, um einen Blick auf den großen Garten zu werfen, in dem ein reicher Rosenstolz seine Augen entzückte.

„War hier das Arbeitszimmer meines Onkels?“ fragte er nach einer langen Pause, während der Frau Martha sich leise mit dem Obersten unterhalten und Kaspar kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte.

„Nein, es liegt drüben,“ antwortete sie; „ich wollte es Ihnen nicht geben, weil in ihm die versiegelten Schränke stehen. Es ist kein erfreulicher Anblick; die großen Siegel erinnern mich immer an den todtten Herrn, der in demselben Zimmer aufgebahrt lag.“

„Du wirst das Zimmer jedenfalls sehen wollen?“ fragte der Oberst.

„Ich wünsche es,“ nickte Franz von Feldern, „ich will überhaupt das ganze Haus besichtigen; es muß mich ja interessieren, die Räume zu sehen, in denen der Verstorbene gelebt hat.“

Frau Martha nahm den Schlüsselbund aus ihrem Arbeitsbüchlein und schritt über den dunklen Korridor hinüber, dann öffnete sie eine Thür.

Die Herren traten in ein halbdunkles Gemach, aus dem eine dumpfe Nodertluft ihnen entgegenwehte; Frau Martha öffnete die Jalousien, der Staub tanzte in dem Sonnenlicht, das jetzt durch die trüben Fenster eindrang.

An der Wand des Nebenzimmers stand ein großer, altmodischer Schreibsekretär, zwei breite Bänder waren um ihn geschlungen und mit großen Siegeln versehen.

Ein anderer Schrank, in derselben Weise versiegelt, stand an der andern Seite neben der Thür, die das Zimmer mit dem anstoßenden Raume verband; an den Wänden hingen ausgestopfte Vögel, bunte Schmetterlinge und eine große Käfersammlung im Glaskasten, auf dem massiven Tisch in der Mitte lagen Bücher aus uralter Zeit in schweinsledernen Einbänden.

Einige hochlehnige, bequeme Sessel standen um den Tisch herum, ein Spiegel oder Gemälde befanden sich nicht in dem Raume, der keinen freundlichen, anheimelnden Eindruck machte.

„Als der verstorbene Herr Baron das Haus kaufte, war diese Vorderfront ein einziger, großer Saal,“ sagte Frau Martha, die jetzt die Thür zwischen den beiden Schränken öffnete, „er ließ den Saal durch dünne Tapetenwände in drei Zimmer einteilen, hier ist die Bibliothek, und an der andern Seite liegt das Schlafgemach. So war's dem alten Herrn am bequemsten, er konnte im Schlafgemach jedes Geräusch in den beiden anderen Zimmern hören, und so wollte er's haben, denn er war sehr, sehr misstrauisch geworden.“

Franz von Feldern war in das Bibliothekzimmer eingetreten; außer dem Tisch und einigen Stühlen, die in der Mitte standen, sah er nur Bücher, mit denen alle Wände ringsum besetzt waren. Bücher in uralten und gold-schmückenden neuen Einbänden, große und kleine, bunt durcheinandergewürfelt, viele von ihnen mit weit hervorragenden Leseschildern versehen.

„Welch' ein Wissensschatz!“ sagte er.

„Für den Landwirth!“ spottete der Oberst. „Die rationellsten Düngungsarten und die Schweinezucht wirst Du hier so gründlich studiren können, daß Dir der Kopf wirbelt, das ist aber auch Alles.“

„Nicht doch, Herr Oberst,“ erwiderte Frau Martha mit ihrem treuerzigen Lächeln, „es sind auch viele schöne Bücher darunter, Gedichte und rührende Liebesgeschichten.“

„Na, Sie müssen's ja wissen!“ lachte der alte Herr. „Sie saßen hier in der Regel, wenn ich Sie besuchte. Ich für meine Person ziehe die Schätze vor, die sich in den beiden Schränken befinden.“

„Die Wertpapiere?“ warf Franz ein.

„Boß Element, das Silbergeschirr und die werthvolle Münzensammlung in dem andern Schrank sind auch nicht zu verschmähen,“ erwiderte der Oberst, während sie durch das mittlere Zimmer in's Schlafgemach gingen; „ich hab' das Alles genau betrachtet, ehe die Siegel angelegt wurden.“

„Ja, es steckt viel Werth in den beiden Schränken,“ nickte Frau Martha, indes sie die Thür des sehr einfach eingerichteten Schlafgemachs öffnete, „vielleicht werden die Siegel nun wieder abgenommen —“

„Einstweilen noch nicht,“ unterbrach der alte Herr sie, „wir vertheidigen Beide unsere Rechte und wissen noch nicht, ob es zu einem gütlichen Vergleich kommen wird. Sapperment, Madame, es handelt sich hier doch um etwas mehr, als um einen Pappenstiel, und Sie wissen so genau wie ich, daß es bei meinem Bruder nicht mehr so ganz richtig im Oberstübchen war, als er seinen letzten Willen nieder-

schrieb. Na, Franz, Du wirst nun wohl auch noch die übrigen Räume sehen wollen, ich gönne Dir das Vergnügen, Staub und Spinnen wirst Du genug entdecken; ich kenne das alte Haus und trage kein Verlangen darnach, die steilen Treppen hinauf und hinunter zu steigen. Wir erwarten Dich heute Mittag zur Tafel, hier wird ja doch heute noch nicht für Dich gekocht, also überlasse ich Dich jetzt Deinem Schicksal — auf Wiedersehen.“

Franz von Feldern erwiderte lachend den Handdruck seines Oheims.

„Ich muß mich ja hier häuslich einrichten, bis unser Prozeß zu Ende ist,“ sagte er, „wer weiß, wie lange das noch dauern wird. Deine Einladung ist mit Dank angenommen, ich werde mich pünktlich einfinden. Sie begleiten wohl den Herrn Obersten hinunter, Frau Siebel? Wollen Sie die Güte haben, mir ein Glas Wein heraufzuschicken? Wenn ich Dich dazu einladen kann, lieber Onkel —“

„Nein, nein, ich danke, später einmal, ich habe noch vor Tisch ein Geschäft zu verrichten, das ich nicht gerne aufschieben möchte.“

Der Baron sah den Beiden nach, bis die Thüre hinter ihnen geschlossen war, dann trat er rasch vor den Sekretär, um die Siegel noch einmal scharf zu betrachten.

„Dahinter steckt's also?“ sagte er leise. „Wenn man die Siegel lösen könnte, ohne daß es bemerkt würde — pah, wozu? Ich hätte dann die Schlüssel noch immer nicht, die Gerichtsbeamten werden sie mitgenommen haben, und ohne sie kann ich den Sekretär nicht öffnen. Wenn nur der Prozeß schon zu Ende wäre! Wollte ich auf die Hälfte verzichten, so würden die Siegel heute noch abgenommen, und die Theilung könnte beginnen. Aber wäre es nicht thöricht, sich mit der Hälfte zu begnügen, wenn man das Ganze haben kann? So weit ich bis jetzt die Sachlage hier kenne, kann das Testament nicht umgestoßen werden, kein Richter wird die Geisteskrankheit des Testators anerkennen. Das muß auch der Oberst wissen, und was bezweckt er nun mit diesem Protest? Weiter nichts als eine Verlängerung der Galgenfrist, die seine Gläubiger ihm auf Grund dieses Prozesses gewährt haben! Meine Verlobung mit Hertha könnte die Sache abkürzen, ob aber dann der Oberst seine Hoffnungen erfüllt sehen würde, ist eine andere Frage. Auf Bedingungen lasse ich mich nicht ein; der Herr Schwiegervater in spe soll nicht glauben, daß er mir Vorschriften machen und über meine Börse nach Belieben verfügen kann. Und die Verlobung selbst steht auch noch in weitem Fesle, der Hauptmann von Galen ist kein gering zu achtender Nebenbuhler —“

Er brach plötzlich ab; er war an's Fenster getreten und sein Blick fiel jetzt auf einen Mann, der auf der andern Seite der Straße stand und das alte Haus betrachtete. Seine Frauen zogen sich drohend zusammen; er erkannte den Kellner, der in Homburg ihm mit seiner Feindschaft gedroht hatte.

„Was will der Kerl hier?“ brummte er, zornig mit dem Fuß aufstampfend. „Weshalb ist er mir gefolgt? Was sagte er damals noch, als ich ihn grob abfertigte?“

Er trat hastig zurück; sein Blick war dem Blick Ganter's begegnet, er las in ihm unverfälschten Haß.

„Ah pah, womit kann er mir drohen?“ sagte er nach einer Pause, während er langsam auf und nieder wanderte. „Wenn er mir unbequem wird, mache ich die Polizei auf ihn aufmerksam, sie muß mich vor seinen Frechheiten schützen.“

Er trat noch einmal an's Fenster, der Kellner war verschwunden; die Rückkehr der Haushälterin hinderte ihn, das Fenster zu öffnen und dem Manne nachzuforschen.

„Wollen Sie den Wein hier trinken, Herr Baron?“ fragte Frau Martha; „ich glaube, in Ihren eigenen Zimmern ist es gemüthlicher, es sind die hellsten und freundlichsten Räume im ganzen Hause.“

Franz von Feldern folgte ihr hinüber und ließ sich in einen Sessel nieder, dann lud er sie durch einen Wink ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Sie können die Zimmer da drüben nun offen lassen,“ sagte er, „ich werde die Bibliothek häufig besuchen. In welcher Weise wird das Erdgeschloß benützt?“

„Es enthält die Küche, meine Wohnung und das Schlafzimmer Kaspar's.“

„Und die Etage über uns?“

„Sie ist nie benützt worden.“

„Auch nicht möblirt?“

„Nein, der verstorbene Herr gab nicht gerne unnöthig Geld aus, Besuch empfing er nicht; hätte er die Möbel nicht von seinem Gute mitgebracht, so würde er auch diese Zimmer nicht eingerichtet haben.“

„War er wirklich in der letzten Zeit nicht mehr ganz klar?“

„Der Herr Oberst behauptet es, aber ich kann's nicht bezeugen,“ erwiderte Frau Martha und ein feines Lächeln glitt dabei über ihr treuerzigen Antlitz. „Offen gesagt, ich billige es nicht, daß der verstorbene Herr die Kinder des Herrn Obersten ganz enterbt hat; aber da es geschehen ist, so wird er auch seine Gründe dafür gehabt haben.“

„Sprach er oft von mir?“

„Nein, er sprach überhaupt wenig, und von seiner Familie war nie die Rede. Am besten wäre es wohl, wenn Sie einen Vergleich mit dem Herrn Obersten schließen, auf einige tausend Thaler kann es Ihnen ja nicht ankommen, und der alte Herr hat das Geld blutnötig.“

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Korrespondenz.



Signore E. Succini in Turin. Halberstadt am Harze, Querlinburg, Wernigerode, Thale, Falkenberg dafelb. Klima: nördlich, Gebirgsgegendsmilchquellen — aber sehr gesund.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln etc sind und zugegangen von: Fr. L. Kojina Biblidal, Prag; Emy Sobr, Warmen; Rathilde Winternitz, Alm; Elise Kaufner, Breslau; Eva Grobeid, Hannover; Elise Reibold, Chicago; Frau Marie Zander, Gänzburg; Eveline Steinmann, London; Hermine Ottig, Buzlau; Fr. J. Rammerling, Halle; O. Salfeld, Bremen; W. Springer, Berlin; G. Hendel, Würzburg; G. Kroll, Potsdam; M. Winter, Reg; J. Gabilon, Wien; G. Treib, Koblenz; W. Grumbow, Steint; J. Pardel, Wittenberg; G. Wittkoth, New-York; J. Brabocher, Lyon.

Hrn. Meng. Ka und für sich eindrucksvoll, jedoch für unser Journal nicht geeignet.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Fr. C. M. Rosenblöthe und Migräne, welche durch ein Magenleiden hervorgerufen, werden natürlich durch Beseitigung des letzteren ebenfalls am besten beseitigt.

Anfragen.

1) Gibt es eine Rittmasse, mit welcher man die Risse zwischen den Riemen in Fuchsbüden ausfüllen kann?

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Das Solopül, die neue Weissbier, von A. Einlein. — Freischütze, eine Gmünder Dorfgeschichte von A. Wittberg. — Einmal wieder, Roman von Dr. L. — Altsächsische Sprüche. — Einmal wieder, Roman von Dr. L. — Altsächsische Sprüche. — Aus dem Leben eines, Roman von Dr. L. — Altsächsische Sprüche. — Aus dem Leben eines, Roman von Dr. L. — Altsächsische Sprüche.

Zur Einführung in Schulen, Instituten, Pensionen ist ganz besonders geeignet:

BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE

Choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes, recueillis par CHARLES ZOLLER, Recteur de l'Institution Cathérine, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Wurtemberg.

Ire SÉRIE: TOME I—XII. 2de SÉRIE: TOME I—VI. Preis pro Bändchen elegant gebettet 1 Mark. Je drei Bändchen in einem Band fein gebunden 3 Mark 50 Pfg.

Série I: Tome I. Graziella, par A. de Lamartine. — Tome II. Une veillée d'automne, par une vieille femme. Lydie ou la résurrection, par Charles-Lodier. Boutades et bluets, par J. Petit-Sans. — Tome III. Robertino, par Had. de Baur. — Tome IV. Piccola, par L. E. Salinas. — Tome V. Xavier de Maistre, Oeuvres choisies. — Tome VI. Choix d'oeuvres dramatiques de C. Delavigne. — Tome VII. Nouvelles genevoises, par R. Töpffer. — Tome VIII. Madeleine, par Jules Sandeau. — Tome IX. De l'Allemagne, par Had. de Staël. — Tome X. Voyage en Orient, par Alexandre Dumas. — Tome XI. Mosaïque, contenant: Le dernier des Abencérages, par Châteaubriand; Les prisonniers du Caucase, par Xavier de Maistre; La grandirade, par de Balzac; Mémoires d'un 'cu de cinq francs, par une vieille femme. — Tome XII. Choix de poésies françaises. Poètes modernes.

Série II: Tome I. Les martyrs, par Châteaubriand. — Tome II. Quelques journées de l'armée de la Chaux-de-Fonds, par Jany. — Tome III. Le conteur genevois: nouvelles, souvenirs, épisodes, par C. Rallet. — Tome IV. Un philosophe sous les toits, publié par E. Emile Souvestre. — Tome V. Lectures choisies pour les jeunes personnes. — Tome VI. Le compagnon du foyer, par Had. Sarville, née de Balzac.

Aus dieser mit der grössten Sorgfalt und Sachkenntnis ausgewählten Sammlung ist Alles entfernt, was nur irgend gegen echte, strenge Moral verstossen könnte. Sie darf deshalb ohne Besorgnis in die Hände junger Leute und besonders junger Mädchen, die sich mit den Meisterwerken der neueren französischen Literatur bekannt machen wollen, gegeben werden.

Den Herren Lehrern wird auf Wunsch gerne ein Probendändchen direkt und gratis übersendet. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Ankündigungen.

Die Small gespaltene Nonpareilleseife oder deren Baum 1 Mark.

Ganz seidene Spitzenstoffe 70 cm. br. (schwarz u. crème) M. 1. 95 bis M. 45. — per Meter (Chantilly, Guipure und echte Schweizer Sticker) versch. meter u. hübsche zollfrei in's Haus das Seidenfabrik-Depôt G. Henneberg (R. u. R. Postleierant) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Schwarz und Weiss seidener Atlas M. 1. 25 Pf. per Meter bis M. 16. 80 Pf. (in je 18 verschid. Qual.) verendet in einzelnen Rollen und Stücken zollfrei in's Haus das Seidenfabrik-Depôt G. Henneberg (R. u. R. Postleierant) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Auflage 344.000: Das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Wollenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Hr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Weißwäcker für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das jüngerer Kinderalter umfassen, ebenso die Weißwäcker für Herren und die Welt- und Tischwäcker etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.



Cäsar u. Minca notorisch bekannt grösste europäische Hundeschereien, prämiert mit goldenen u. silbernen Staats- und Vereinsmedaillen.

Zahna, Provinz Sachsen, Inhaber: Otto Friedrich, offerirt zur bevorstehenden Jagdsaison seine Spezialitäten in Jagd- u. Vorstehhunden deren Vorführung durch das Jagdpersonal täglich auf den um Zahna belegenen grossen Jagdrevieren erfolgen kann.

Echter Cognac Fine Champagne Alexandre Matignon et Cie, in Cognac 364 demandant représentants et dépositaires pour villes où ils ne sont pas déjà représentés.

Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt, Berlin C. August-Str. 30. Wintercourse beginnt 4. Oct. Prosp. z. Verfügung. Dr. Böhm Nachf. H. Götz.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI besorgen & verwerthen PATENTE in allen Ländern BERLIN W. 78. Friedrichstrasse 78.

Tragbare Oefen mit Carbon-Ratrouheigung für Localien ohne Rauchabzug; die Oefen brauchen keinen Schornstein, brennen tauch u. geruchlos und erwärmen schnell selbst geöfnete Räume. Weidlich auch ba geheizt, wo sonst Feuerungsanlage unterliegt ist. — Kleinster Ofen, ca. 1 Meter hoch, incl. Füllung für ca. 2 Monate 30 Mt. 264

Albin Nieske, Dresden. Trunksucht heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und eiblich erhaltene Zeugnisse. 220 Reinhold Bestaff, Fabrikant in Dresden 10.

Reinh. Sloggenzieher, Lindau (Oapern), liefert täglich frisch geöltene, garantiert reines bayerisches Butterschmalz in Fässchen von 9 Wd. Netto à 11. — frei, in Gebirgen von 15—75 Kilo weisentlich billiger gegen Nachnahme. 355

Orden, Titel, Adel, Medaillen etc. weiß und löst, ohne Anszahlung, H. Walden, 41 Prince's Square, Kensington Park, London S. E. 357

Silb-Med. Neuer Erfolg. Silb-Med. Auch auf der Ausstellung in Nürnberg 1885 Nürnberg 1885 wurden die von Amsterdam 1883 mir nach allen Erdtheilen versandten Ketten u. Bijouterien mit der silbernen Medaille prämiert. Illustr. Pracht-Katalog grat. u. free.

En gros. Export. Grünbaum's Panzer-Uhrketten mit echt Dukaten gold vergollet. 5 Jahre schriftliche Garantie. Meine prämierten Ketten können von keiner anderen Firma geliefert werden, jedes Stück ist mit der Schutzmarke gestempelt.

Herren-Ketten a Stück 5 M. Damen-Ketten mit eleg. Quaste a Stück 6 M. Garantie-Schein zu jed. Kette: D. Betrag dies. Kette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb 5 Jahr. d. goldig. Schein verliert. Max Grünbaum, Bijouterie-Fabrik, Berlin W., 95 Leipzigerstrasse 95.

Nürnberg's Grösstes Spielwaaren-Magazin. Illustr. Spielwaaren-Catalog ca. 200 Nummern enthalten verendet gratis u. franco. Jean Manck Nürnberg.

Rothwein. Gegen Einleitung von W. 30 verende incl. 100 ab hier 25 Liter selbstgefeuertem, guten, abgefagerten Obringelheimer Rothwein, welcher in sanitärer Beziehung vorzüglich ist und für dessen absolute Reinheit ich garantire. 189 Friedrich Lederhos, Eber-Jugenteim a/W.

PATENT. Besorgung und Verwerthung. J. Brandt, Civil-Ingenieur, Berlin SW., Anhaltstrasse 6.

Capital-Ver sicherungen für den Todesfall, sowie für eine bestimmte Lebensdauer. Kinder- u. Aussteuer-Ver sicherungen. Leibrenten- u. Alters-Ver sicherungen übernimmt Deutsche Lebens-Ver sicherungs-Gesellschaft a. G. Errichtet 1869. Potsdam. 7 1/2 Mill. M. Aktio-Bermögen: 187



Nordhäuser Kornbranntwein. Forter Jagdform, feinste Qual. 2 M. Alten Kloster-Dopp-Korn, sehr fein 1 1/2 M. Alten Kloster-Korn, fein 1 M. Korn-Krauter-Korn, passio portont 1 1/2 M. Fein Nordhäuser Weisbe-Kümmel, 1 1/2 M. à Vier incl. Flasche oder Gebinde verendet gegen Nachnahme od. Güntend. 198

Hochofeine Weichseifen, 1 Wtr. lang, weit geböhrt, Du. 24 M., elegant, elegant 30 M. Brillener 12 M. Breite 1/2 Du. wird abgegeben. Kildoon, jurisdgenommen. 31.11.18. 367 M. Schreiber, Collietierant, Büffeldorf.

Die Klosterbrennerei in Kloster Walkenried bei Hordhausen a/Harz. Postkoll-Rote = 2 Fl. od. 3 Fl. 4 Lit. Etabliert Julius Gertig, 1843. etablirt Ferdinand Gertig 1883. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, Hamburg. Referenz die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertigs Glück!“ — Prospekte an Kunden gratis und franco. Gewinnzahlung in Baar, nicht in Loose! — Börsenspekulation ausgeschlossen. Gewinn-Resultate von 1884 kolossal! Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch. 343

SANJANA HELMETSODE. Grossartigste u. glänzendste Erfolge i. d. Behandlung sämtlicher Blut- u. Hautkrankheiten (Psoriasis), Hals- u. Lungenleiden (Tuberkulose), nervösen Schwächungen, Anämie, Epilepsie, Neuralgie, Gicht, Rheumatismus, Magen- u. Leberleiden durch die Specifica der Sanjana Company, Egham, England. Billigstes, bestes und sicherstes Heilverfahren, welches überhaupt existirt. — Kein Kranker gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den Secretair der Sanjana Company, Prinzen-Str. 92, Berlin. Gratis s. fr. genaueste Auskunft und Instructionen.

Stottern!! heilt schnell und sicher die Anstalt von Robert Ernst Berlin W., Eichhornstrasse 1. Prospect gratis u. franco. Honorar nach Heilung.

Tamarinden-Conserven, allein Verfert. APOTH. KANOLDT, Gotha. Socialitätliches Societät gegen Verhütung und alle durch sie herbeiführten viden (exanthemal, Nerven, Ganges, etc.) Ueberaus angenehmer Weinad — erfrischend und behernde Wirkung auf das Verdauungsstom. Verwahrung und Appetit nicht hären, verträglich für den kranken Magen. 212 Preis à Schachtel 80 Pf. — in allen Apotheken.

150 Briefmarken für 1 Mk. Alle garantirt recht, z. B. Canada, Cap. Indien, Cillil, Java, Erschw., Australien, Sardinien, Rumänien, Spanien, Viet. etc. H. Wiering in Hamburg. 286

Galvanische Niederschläge von den in unserer Journalen, Ueber Land und Meer, u. „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Zentimeter abgegeben. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Musikalien-Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig. Classiker-Pracht-Ausgaben: Beethoven's sämtliche Sonaten. 4 Bände, à Band M. 4. 50. — Clementi's ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — Haydn's ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — Mozart's sämtliche Sonaten. 3 Bde., à Bd. M. 4. 50. — Weber's Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bände, à Bd. M. 4. — Reiser, Kinder-Klavierschule. I. Abthlg. M. 2. 50. II.—IV. Abthlg. à M. 3. — Eichler, Kinderlieder. 4 Abtheilungen à 75 Pf. — Eichler, Die schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — Eichler, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — Kuhe, Le feu follet. M. 1. 50.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.